Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

37. Jahrg. Scottdale, Pa., 19. August, 1914. No. 33.

Der Mensch denkt — Aber Gott lenkt.

Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?

Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja, vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns, Röm. 8, 31—34.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Das Gebet.

Hast du eine Sorgenlast,
Die dir raubet Fried' und Rast,
Jesu Herz dir offen steht:
Mach' aus Sorgen ein Gebet.

Glühet tief in deiner Brust
Ird'scher Hoffnung süße Lust,
Achte fein, wo Jesus geht;
Werde stille im Gebet.

Bist du traurig und allein,
Drückt dich bitt're Seelenpein,
Dein Erbarmer dich versteht:
Suche Tröstung im Gebet.

Droht des Feindes Macht und List,
Flieh' zu dem, der Sieger ist,
Und von seiner Majestät
Ziehe Kraft an im Gebet.

Willst du Jesu Diener sein,
Sorg' im stillen Kämmerlein,
Daß sein Geist dich rein durchweht:
Hole Weisung im Gebet.

Was dein Herze auch bewegt,
Ob sich Schmerz, ob Wonne regt,
Flieh' zu Jesu früh und spät,
Mach' aus allem ein Gebet.

D. Rappard.

„Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten!"

Unter Zar Nikolas dem Ersten war wiederum eine Beschwörung entdeckt worden und man hielt unzweideutige Beweise davon in Händen, daß es dem Kaiser hatte ans Leben gehen sollen.

Eine Anzahl der Verschwörer war bereits festgenommen, und auf die übrigen fahndete man mit ziemlicher Sicherheit.

Zu den ersteren gehörte ein Graf O., der aber jede Beteiligung leugnete und tatsächlich auch unschuldig war. Trotzdem sprach alles gegen ihn. Die Verhandlungen endeten nicht zu seinen Gunsten, und er war einer der ersten, der zum Tode verurteilt wurde.

Was sein Los dabei besonders schwer machte, war, daß er erst kürzlich geheiratet hatte und eine junge geliebte Frau schier verzweifelnd zurückgelassen hatte.

Er versuchte alles, um seine Unschuld zu beweisen, aber vollkommen vergeblich. War es zu verwundern, daß unter solchen Umständen Verzweiflung und Bitterkeit in sein Herz einzogen und er an Gott und Menschen verzagte? Ja, so weit ging seine Seelennot, daß er zuletzt von dem Geistlichen keinen Trost mehr hören wollte.

Aber der treue Geistliche kam dennoch wieder und suchte um die Seele des Grafen zu werben, obgleich er nichts weiter erlangte, als daß dieser ihn reden ließ, ohne zuzuhören; und als einst heimlich beim Abschied der Pfarrer dem Gefangenen eine Bibel reichte mit der Bitte: „Lesen Sie darin, Sie werden Trost empfangen," da nahm derselbe das Buch, warf es in eine Ecke der Zelle und rief: „Ich will nichts zu tun haben mit einem Gott, der solche Ungerechtigkeit zuläßt! Nichts! Gar nichts! Hören Sie mich! Und ich will auch Sie nicht wiedersehen!"

Wirklich gebärdete er sich denn auch bis zu dem nächsten Besuche des Pfarrers derart, daß dieser es für besser hielt, sich eine Zeitlang nicht mehr bei ihm blicken zu lassen, und nun war der Gefangene ganz und gar auf sich und seine Gedanken angewiesen. Nicht einmal ein Buch hatte er, sich zu zerstreuen.

Wie ein gefangenes Tier ging er Tag und Nacht in seiner Zelle auf und nieder oder lag auf dem harten Strohlager, während verzweifelnde Gedanken in seinem Innern einander jagten, und dabei lag das Buch voll Freuden- und Friedensbotschaft, voll Trost und Hoffnung verachtet dicht neben ihm am Boden.

Eines Tages stieß er mit dem Fuß an dasselbe und nahm es auf. Dabei fielen die Blätter auseinander, so daß er es aufgeschlagen in der Hand hielt, und unwillkürlich lasen seine Augen: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen!"

„Lüge, nichts als Lüge!" sagte der Graf und lachte bitter, indem er die Bibel auf den Tisch warf.

Aber wieder blieb sie offen liegen, und nun las er: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet!" und: „Wer überwindet, der wird leben!"

Das g r i f f in seine Seele. Er setzte sich zum Tische nieder und las und las und trank wie ein Verschmachtender, der er ja auch wahrhaftig war, das Wasser des ewigen Lebens.

So lange es das spärliche Licht seiner Zelle erlaubte, setzte er seine Lektüre fort, und wenn die Dunkelheit hereinbrach, dachte er über das Gelesene nach. Der Geist Gottes arbeitete an seinem stolzen, ungeduldigen Herzen und warf es schließlich, Trost und Hilfe suchend, voll Reue und Buße zu Jesu Füßen nieder.

„Ersuche jenen guten Prediger um einen nochmaligen Besuch!" bat er eines Tages den Gefangenwärter, und freudig folgte der würdige Seelsorger diesem Rufe.

Mit den Worten: „O, wie kann ich Ihnen genug danken für dieses köstliche Buch!" empfing der Graf seinen Gast, und mit heißem Dank gegen Gott schaute der treue Prediger in die jetzt so friedvollen Züge des Verurteilten.

„Bisher," fuhr dieser fort, „hielt ich es für ein großes Unrecht und empfand es als ein schweres Unglück, hier eingekerkert zu sein. Aber nun, da meine Augen aufgetan sind, sehe ich ein, warum es also hat kommen müssen und danke Gott dafür. Hätte ich im steten Glück weiter gelebt, so hätte ich wahrscheinlich niemals das teure Bibelbuch kennen gelernt, und meine Seele wäre dem ewigen Tode verfallen, wogegen ich sie jetzt getrost in dessen Hände gebe, dem ich auch mein treues Weib befehle. Versprechen Sie mir, Herr Pfarrer, daß, wenn für mich alles vorüber ist, Sie meiner Frau dies Bibelbuch selbst übergeben wollen und sie bitten, beim Andenken an unser kurzes, schönes Glück, darinnen zu forschen und zu suchen, bis auch sie das ewige Leben findet." —

Einige Freunde des Grafen hatten noch einmal versucht, in einer Eingabe an den Kaiser die Unschuld des Gefangenen darzutun, und noch einmal lebte die irdische Hoffnung neben der himmlischen in seinem Herzen, aber — es sollte die letzte sein.

Das Gesuch wurde abgewiesen und der Tag der Hinrichtung festgesetzt.

Ruhig und gefaßt hörte der Graf diesen Bescheid und bat nur, ihm zu gestatten, daß er an seine Gattin und seine Schwester schreibe. Es waren köstliche Briefe, durchweht von dem Frieden, den er im Kerker gefunden, und voll von der herrlichen Siegeshoffnung, auf welche gestützt, er seinen letzten Gang antreten wollte.

Der Todestag kam heran. Schon früh am Morgen desselben hörte der Graf Geräusch vor seiner Zelle und wunderte sich, daß man ihn so zeitig zum Sterben hole. Er meinte zwar, bereit zu sein, aber sein Herz schlug ihm dennoch zum Zerspringen. Die Tür öffnete sich, und auf der Schwelle stand eine hohe stattliche Gestalt — der Kaiser selbst!

„Mein braver Ferund," sagte der hohe Herr, „ich danke Gott, daß ich nicht zu spät komme! Welch böser Irrtum hat mich geblendet, daß ich meinen besten, treuesten Anhänger seinen Verleumdern opfern wollte! Verzeihen Sie mir! Empfangen Sie alle Ehren und alle Güter, die man Ihnen geraubt hat, zurück, und Gott gebe, daß Sie noch viele, viele Jahre mir und dem Vaterlande Ihre treuen Dienste widmen können! Reisen Sie so schnell, wie Sie können, in die Arme Ihrer Gattin."

Der Verurteilte traute kaum seinen Sinnen. Träumte er denn? Er griff sich an den Kopf, drückte die Hand seines kaiserlichen Herrn, daß sie schmerzte, und fragte wieder und wieder: „Ja, ist es denn wahr? Bin ich wirklich frei und soll leben?"

In letzter Stunde war die Unschuld des dem Tode Geweihten ans Licht gekommen. Man hatte noch einmal alle Verschworenen durchsucht, und da hatte man durch einen Riß im Futter entdeckt, daß das Wams des einen von ihnen geheime Schriften berge.

Unter diesen war folgender Brief gewesen:

Wir haben alles Erdenkliche aufgeboten, um den Grafen O. in unsere Reihen herüberzuziehen, aber vergebens. Er bleibt dabei, daß er dem Kaiser anhangen will bis zum Tode."

Dieser Brief war dem Kaiser selbst eingehändigt worden, und Nikolaus hatte sich unverzüglich auf den Weg gemacht, den unschuldig verurteilten zu befreien.

Wenn in späteren Jahren der Graf aus der alten Bibel vorlas, die ihm einstmal im Gefängnis Trost und Frieden gebracht hatte, so sprach er wohl in Erinnerung versunken: Damals, als mich Gott in jener Wüste des Unglücks leitete, habe ich murrend gefragt: „Warum?" Und heu-

te bekenne ich fröhlich: „Ich habe es nachmals erfahren, mein Herr und Heiland, warum du es tatest, nämlich, damit ich den rechten Weg sähe, den mein Fuß bisher verfehlt hatte." Ja, Gott hat allemal Gedanken des Friedens über uns und nicht des Leidens!

Ungläubig oder unwissend?

1. Kor. 15, 34: „Etliche wissen nichts von Gott; das sage ich euch zur Schande."

Im Abteil des D-Zuges sitzt ein Universitätsprofessor einer jungen Dame besserer Stände gegenüber. Aus einer leichten Plauderei wird ein ernstes Gespräch über Weltanschauungsfragen.

„Darüber denke ich wohl anders als Sie," entgegnete selbstbewußt die Dame. „Ich bin nämlich ungläubig."

„Dann will ich Ihnen durch mein Gespräch nicht lästig fallen," erwiderte höflich der Professor, „doch gestatten Sie mir die Frage, wie es kam, daß Sie ungläubig wurden . Als Dame von Urteil und Bildung lasen Sie gewiß ein Buch über den christlichen Glauben!"

Damit nannte er einige Bücher.

„Lasen Sie diese Bücher vielleicht?"

„Nein, ich kenne diese Bücher nicht!"

„Oder lasen Sie irgendein anderes Buch dieser Art?"

„Nein, ich erinnere mich nicht."

„Aber den Katechismus, den Sie in der Schule lernten, werden Sie später zur Hand genommen haben!"

„Was denken Sie, mein Herr?" lautete die unwillige Antwort, „wie soll ich in meinem Stande mich mit solchen Dingen befassen!"

„Nun, dann entschuldigen Sie ein freies ,offenes Wort," sagte gelassen der Professor, „dann mußten Sie eben nicht sagen: Ich bin ungläubig, sondern — unwissend!"

Die junge Dame wurde verlegen und schwieg.

Dieses kleine Stück aus dem Alltag ist nicht eine einzelne Erscheinung im modernen Geistesleben, — sondern ist leider für weitere Kreise vorbildlich und bezeichnend: „Man ist in Unwissenheit über Gott!" Man plaudert gern ein wenig über Religion . Auch im religiösen Vortrag über Jesus findet man Schönheitsgenuß. Mit Hilfe der modernen Kunst macht man sich ein Phantasiegemälde von Jesus; und wie man Göthe und Wagner verehrt, so bekommt auch der Nazarener seinen Kranz. Aber in denselben Kreisen herrscht eine stillschweigende Uebereinkunft, dem ernsten Studium der geschichtlichen Quellen biblischen Evangeliums Widerwillen entgegenzusetzen . Menschen, die im öffentlichen Leben weit von einander abrücken, der literarisch Gebildete, der alle bedeutenden Werke der Weltliteratur kennt, und der Banause, dessen einzige Bildungsquelle die Zeitung ist — in ihrer Unwissenheit über Gott stehen sie zusammen . Ob sie die Finsternis mehr lieben als das Licht? —

Wie oft sind mir Menschen begegnet, die nach einem Ausweg suchten, um dem Licht zu entfliehen, das aus dem Worte Gottes auf ihr Leben gefallen war! Alle möglichen Vorwürfe machen sie der Offenbarung Gottes in seinem Wort. Dem einen ist sie zu göttlich — dem andern zu menschlich — widerspruchsvoll — dem einen zu unmodern — dem andern zu orthodox — und noch andern zu liberal. Aber noch immer verstummten diese „schwerwiegenden" Bedenken vor der Gewissensfrage: „Haben Sie als denkender Mensch schon einmal das neue Testament oder auch nur eine neutestamentliche Schrift im Zusammenhang gelesen?" Sie sind in Unwissenheit über Gott!

Diese allgemeine Unwissenheit hat der Betrüger benützt, um sein Falschmünzerhandwerk zu treiben. — Und welch ein Zerrbild hat er geprägt! Aus dem Gott heiliger Liebe hat er den „lieben" Gott — aus der Königsherrschaft Jesu im Menschenleben hat er eine selbstgefällige, prunkende Religiosität — aus dem weltüberwindenden Gottesglauben eine saft- und kraftlose Gewohnheitssache gemacht.

Ach, daß doch alle ihn, den Gottessohn, den Schönsten unter den Menschenkindern kennten!

Wir, die wir ihn erkannt haben und lieben, wir wollen es ihnen, den armen Unwissenden, immer wieder sagen: Horch in stiller Stunde auf den Sehnsuchtsschrei in der Tiefe deiner Seele! Und dann stelle dir vor: dies Sehnen kommt mit einem Schlage zur Ruhe — dann ahnst du ein wenig von einem Leben in der Gemeinschaft des ewigen Gottes! Und du, der du zernagt wirst von dem Wurm des Zweifels, hast du je gehört, daß all dein Fragen Antwort findet in dem sonnenklaren Evangelium Jesu Christi? Und wisset ihr es denn, ihr schuldbeladenen Herzen, die ihr so oft vergeblich versucht habt, aus alten, ehrwürdigen kirchlichen Gebräuchen Vergessenheit zu trinken, kennt ihr den Gott, der da spricht: „Ich vertilge deine Missetaten wie eine Wolke und deine Sünden wie den Nebel! Kehre dich zu mir, denn ich erlöse dich!" Und ihr müden Kämpfer, die ihr der Sünde nicht dienen wollt, aller doch in eigener Kraft nicht siegen könnt, wißt ihr, was Gott aus euch machen will? Herrscher im Leben durch den Einen, Jesum Christ! Sollte es sich da nicht lohnen, einmal das alte, seltsame Urkundenbuch göttlicher Offenbarung zu lesen? Rührt einmal eine Woche lang keine Zeitung, kein Buch an ,verwendet aber jeden freien Augenblick auf das Studium des neuen Testaments! Macht euch los von der schwindelnden Hast unseres rollenden Zeitalters, in der man sich gewöhnt hat, den Wert eines Dinges nach der Zeitersparnis oder Zeitversäumnis abzuschätzen! Gottes Wort will stillsinnende Leser, die, ohne vor sich selbst zu erröten, die fruchtbarsten und kräftigsten Augenblicke des Tages zusammensuchen, um den ewigen Gott kennen zu lernen. Lest betend! Beugt euch demütig unter die göttliche Wahrheit, wenn auch, wie einst einem Jesaia, — das „Heilig, heilig, heilig ist Herr Zebaoth" eurem edlen Tugendleben das Todesurteil spricht! Und wenn auf Golgatha das heilige Gottesfeuer stürmend eures Lebens Schuld trifft, richtend, strafend, dann wird sich euch das wunderbar göttliche Geheimnis der Erlösung enthüllen — als Wiedergeborene werdet ihr hineinschauen in die ungeahnte Schönheit der unsichtbaren Gotteswelt, und euer Sinnen und Denken wird in der unüberbietbaren Weltanschauung der Bibel tief befriedigt; überall werdet ihr göttliche Logik, heilige Folgerichtigkeit finden. Dann werdet ihr mit Pascal bekennen: „Wissen, was Gott will, ist die einzige Wissenschaft!"

— Zionspilger.

Eine Predigt von der Liebe.

Ein Staatsanwalt erzählte im Christlichen Verein junger Männer zu Dresden: Es war im Jahre 1899. In meinem Amtszimmer auf der Staatsanwaltschaft zu Dresden: sitzt ein greises Elternpaar mit kummervollen Mienen. Sechs brave Töchter haben diese einfachen alten Leute aufgezogen. Alle sind gut verheiratet und machen den Eltern Freude. Als jüngstes Kind wurde ein Sohn geboren und mit besonderem Jubel begrüßt. Er machte sich zunächst gut. Als er aber aus der Fremde für einige Zeit ins Elternhaus zurückkehrte, war er sehr verändert. Bald kam es zum Zerwürfnisse. Der junge Mensch agitierte für die Sozialdemokratie, der Vater, ein Beamter, wollte das nicht dulden. Trotzig kehrte der Sohn dem Elternhause den Rücken . Und er sank tiefer und tiefer. Jetzt saß er in Untersuchungshaft und harrte der Verurteilung wegen Raubmordes. Anfangs hatte der neunzehnjährige Jüngling versucht, durch Frechheit seine

Gewissensangst zu verstecken. Das gelang ihm, solange er unter Menschen war; aber in der Einsamkeit der Zelle meldete Gottes Stimme in seiner eigenen Brust sich um so gewaltiger. Mit den Worten: „Ich kann es nicht mehr aushalten, ich will gestehen!" brach er zusammen. — Nun sollte er seine arme Eltern wiedersehen. — Die Türe öffnet sich. Ein Gerichtsdiener schiebt den Gefangenen in mein Zimmer und verschwindet auf meinen Wink sofort wieder. Kaum hat der Mörder seine Eltern erblickt, da bricht er in geradezu furchtbares Weinen aus. Ich fürchte, daß er umfallen wird und schiebe ihm schnell ein Stuhl unter, auf den er wie hilflos niederfällt. Sofort setzt die Mutter sich neben ihn, schlägt den linken Arm um ihn, zieht ihn an ihr Herz und streichelt die Hand, die den Mord beging. Der Vater setzt sich an die andere Seite des Gefangenen, nimmt dessen freie Hand zwischen die seinigen und streichelt sie gleichfalls. So sitzen sie da, die armen, alten Eltern. Sie sagen kein Wort; aber sie lassen nicht ab, den Sohn zu liebkosen, diesen Sohn der große Schande über ihr Haus gebracht und sie furchtbar tief verwundet hat. Man hört kein Wort, und doch halten diese einfachen, ungelehrtenLeute demStaatsanwalt und Vorsitzenden des Christlichen Vereins junger Männer eine gewaltige Predigt über das 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes. Sie selbst merken es gar nicht; aber gerade deshalb ist die Wirkung um so größer. Ach, der Herr Staatsanwalt wird so klein, so sehr klein, seine ganze Amtshoheit verschwindet merkwürdigschnell. — Und der Mörder. Er ist ganz überwunden. Leise bittet er: „Vernichtet das Bild, das eure sieben Kinder darstellt; denn ich bin nicht wert, euer Sohn zu sein." Die Eltern sagen kein Wort, sie schütteln nur leise den Kopf und verdoppelten ihre Liebkosungen. — Seht, meine geliebten Freunde, das ist die Liebe, die wir haben müßten.

„Tief in des Herzens Schacht liegt oft gefangen
Sehnsucht nach Rettung von Sünde und Wahn.
Weckst du mit Liebesmacht dieses Verlangen
Findet es endlich zur Gnade die Bahn."

Aber diese Liebe kann kein Mensch sich selbst geben. Wir müssen sie von unserem Herrn erbitten. Und wenn du sie dir wirklich schenken lassen willst und nicht abläßest, mit Wachen, Kämpfen und Beten um sie zu ringen, so wird Gott sie dir schenken. Und dann wirst du erkennen, was diese heilige Liebe vermag. —Zionspilger.

Gerecht und doch barmherzig.

In Schottland lebten zwei Männer, die als Knaben miteinander aufgewachsen waren. Der eine, der ein treues Gottesleben führte, wurde Richter, der andere ein leichtsinniger Tunichtgut. Es geschah, daß letzterer eines Tages als Schmuggler von der Polizei gefaßt wurde und schließlich vor seinem eigenen Jugendfreund auf der Anklagebank saß. In der Stadt war man in großer Spannung, wie der Richter sich in dieser peinlichen Lage verhalten werde. Die einen erwarteten große Milde, die andern behaupteten, die Frommen seien immer doppelt strenge gegen Ungläubige. Die Verhandlung fand statt; die Anklage wurde verlesen, die Zeugen verhört. Darauf verkündete der Richter mit würdevoller Ruhe das Urteil — es war das höchste Strafmaß, welches das Gesetz erlaubte — eine hohe Geldbuße oder sechs Monate Gefängnis. Es klang den Anwesenden ungemein hart. Der Richter aber ging auf den Angeklagten zu, und indem er ihm die nötige Summe einhändigte, um sein Strafe zu bezahlen, sprach er in tiefer Rührung: „Solange ich auf dem Richterstuhle sitze, muß ich Recht sprechen, wie es der unbeugsame Buchstabe des Gesetzes verlangt; jetzt aber stehe ich vor dir als dein alter Kamerad. Ich zahle freudig deine Strafe — noch mehr — nimm hier meine Hand, laß dich von mir führen; ich will nach besten Kräften Sorge tragen, daß du ein anderer Mensch wirst und dein Leben noch gerettet wird.

Jetzt verstanden es die Leute, wie man gerecht sein kann und doch mitleidig, wie man Unrecht zu strafen und doch den Bestraften zu lieben vermag.

Das ist die wunderbare Verkündigung des Kreuzes auf Golgatha. Dort sehen wir Gottes Gerechtigkeit und Gottes Liebe, dort ist „Christus einmal geopfert, um wegzunehmen vieler Sünden" „Siehe das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt." „Er macht Frieden." Man kann das nicht verbessern, man kann nichts hinzufügen. Er selbst, der sterbende Heiland, sprach aus: „Es ist vollbracht!"

Die Hauptsache vergessen.

Der Kapitän eines englischen Kriegsschiffes lud die Königin von Tahiti mit ihren Großen an Bord seines Schiffes, um sie nach europäischer Weise zu bewirten. Alles war aufs köstlichste hergerichtet, und mit höflichen Worten lud der Kapitän seine Gäste zum Essen ein. Aber siehe da, keiner kam der freundlichen Aufforderung nach! Die braunen Christen berührten nichts, sondern sahen sich verlegen und erwartungsvoll um. Bestürzt gewahrte der Engländer dieses seltsame Gebaren und wandte sich dann an Missionar Pritchard, der auch unter den Geladenen war.

„Liebster Freund, ich sehe zu meinem größten Bedauern, daß ich den Geschmack der Eingebornen trotz aller Bemühungen nicht getroffen habe! Die Königin sieht sich so erwartungsvoll um, als ob wir die Hauptsache vergessen hätten."

Der Missionar lächelte. „Sie haben recht, Herr Kapitän, die Hauptsache fehlt! Ihr Gastmahl ist zwar köstlich und auserlesen; aber Sie vergaßen das Tischgebet, und ohne dieses rühren meine braunen Kinder keine Speise an. Sie halten genau an des Apostels Wort: „Ihr esset nun oder trinket, oder was ihr tut, so tut es alles zu Gottes Ehre." "

Verlegen hörte der Wirt diese unerwartete Erklärung und bat dann den Missionar, das Tischgebet zu sprechen.

Mit Freuden kam Pritchard dieser Aufforderung nach, trat zur Tafel und sprach: „Aller Augen warten auf dich, Herr, und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit, du tust deine milde Hand auf und sättigest alles, was lebt mit Wohlgefallen."

Andächtig und ehrerbietig sprachen die Eingebornen die Worte nach. Nach dem „Amen!" griffen sei fröhlich zu und ließen der wohlbesetzten Tafel des Gastgebers alle Ehre angedeihen.

Vereinigte Staaten

California.

Winton, Merced Co., California, den 2. August 1914. Ich will wieder einige Notizen einschicken . Es ist noch immer warm und kein Regen. Da wir gerade in der Pfirsichernte sind, paßt uns solches Wetter sehr. Die Pfirsichernte und die Cannery in Atwater, welche auch schon im Gange ist, machen es zum teil eine drocke Zeit; denn fast jedermann sucht, etwas zu verdienen. Einer fährt hier und der andere dort, sich auf seinen Arbeitsplatz einzustellen, wo er von sieben Uhr morgens bis sechs abends fleißig arbeitet. Der Lohn ist verschieden und richtet sich nach der Arbeit und die Leistung des Arbeiters. Die Pfirsiche sind jetzt nicht so teuer wie im letzten Jahr, sie kosten nur,

wenn ich recht bin, von $18 bis $20 per Tonne. Der dritte Schnitt Alfalfa ist bereits beendigt und der vierte ist indem fertig. Wir wollen dieses Jahr zum wenigsten fünf Schnitte machen, d .h. wenn wir genug Wasser bekommen werden, welches bis jetzt noch immer genug vorhanden war. Alfalfaheu ist billig, fast keine Nachfrage dafür . Neue Süßkartoffeln werden schon verkauft und kosten von drei bis vier Cent per 100 Pfund (per Pfund? Ed.) Wenn dieser Preis stehen bliebe, würde sich der Farmer wohlbelohnt finden für seine Mühe und Arbeit, aber sie fallen gewöhnlich ein Cent, sogar drei bis vier Cent im Preise.

Br. Corn. Giesbrecht sollte letzte Woche wieder sehr krank gewesen sein; aber heute erfuhr ich, daß er schon auf war. Meistens leidet er wohl an Altersschwäche, denn er ist bereits über 70 Jahre. Br. Noah Köhn ist schon gänzlich von seiner Krankheit hergestellt, und sie sind auch beide fleißig am Geldverdienen. Gott sei Dank, daß er uns noch immer am Leben erhält, für welche Gnade wir ihm unsern Dank dadurch beweisen wollen, daß wir helfen, sein Reich auf Erden aufzubauen.

Mary Höppner von Hillsboro, Kansas, ist zur Zeit hier bei ihren Eltern J. H. auf Besuch. Sie kam am 7. vorigen Monats her. Br. Jakob M. Nikkel hat sich einen hay baler (Heupresse) gekauft und ist schon fleißig am Alfalfaheu pressen. So verbleibe ich mit Gruß, J. B. Köhn.

Pasadena, California, den 30. Juli 1914. Lieber Editor und Leser der Rundschau! Wenn die „Dyckschen" Berichte in dieser Zeit zu dick einlaufen, dann will ich es dem l. Editor auch gern verzeihen, wenn er diese Zeilen einstweilen in einer kleinen Schublade ruhen läßt, ehe sie im Druck erscheinen. Es sind hier auch keine Erfahrungen eines Weltreisenden aufgezeichnet, nur einige bescheidene Notizen eines Korrespondenten, der früher auch tätig war. (Die Dyckschen Berichte kommen leider nicht sehr dicht ,und die des weltreisenden Dyck werden wahrscheinlich viel Mühe haben, über den Ozean zu kommen; denn die Zeit ist böse. Ed.)

Es geschieht gegenwärtig in California auch nicht viel neues. Wir fühlen, daß Schiller recht hatte, als er sagte: „Jeder freut sich seiner Stelle, bietet dem Verächter Trutz." — Wir sind dem lieben Gott recht dankbar, daß er die Vereinigten Staaten dieses Jahr mit der größten Weizenernte gesegnet hat, die wir in der Geschichte unsers Landes zu verzeichnen haben: 900 Millionen Buschel; dazu ist der Preis auch gut. Der Farmerstand hat sich in den letzten zehn Jahren riesig emporgeschwungen, so daß man unter den Bauern nur wenig Arme treffen dürfte.

Da wir einmal wieder unsere jährlichen Ferien haben (sie dürften leider nicht lang genug sein, eine Rußlandreise zu machen) so hatten N. W. Bahnman und ich die Gelegenheit, eine dreitägige Fußtour in die Berge zu machen. An den Beinen gestiefelt, in einem Tornister Proviant für fast eine Woche mit einer großen wollenen Decke und einer Wasserflasche (Canteen) versehen, verließen wir Azusa, eine kleine Stadt am Fuße der hiesigen Berge gelegen. Es dauerte nicht lange bis wir in der Hitze die 25 bis 30 Pfund auf dem Rücken spürten. Mit wahrem Heißhunger verzehrten wir einen Imbiß im Schatten am rauschenden kristallhellen Gebirgsstrom. Wir machten uns an's Kochen. Bahnmans erstes Unternehmen bestand darin, ein Dutzend Eier zu kochen, die er trotz unsers Warnens anderthalb Stunden in kochendem Wasser ließ. Wie er sie mürbe machte, weiß ich nicht. Je weiter hinauf es ging, desto größere Schwierigkeiten boten sich uns. Durch tiefen Sand und über rauhe Steine ging es weiter. Fast jede Stunde mußten wir mit unsern Stiefeln durchs Wasser.

In eine Decke gehüllt, schönen, weißen Sand oder ein Stein zum Kopfkissen, den herrlichen Sternenhimmel als Dach und die majestätischen Berge als Mauern, so ließen wir unsere matten Glieder ausruhen. Da in der stillen Nacht schweiften unsere Gedanken zurück zu Jakobs Zeiten. Ihm war der Stein vielleicht nicht so hart, wie unsern verwöhnten Köpfen.

Man lebt mit neuer Frische, wenn man dahin kommt, wo die Menschenhand der Natur, wie sie Gott geschaffen hat, noch keinen Abbruch getan hat. Das klare Schneewasser ergoß sich über Felsen und Kieselsteine und zwischen großen Bäumen hindurch, und mit rastloser Eile wälzte es sich hinab ins Tal, wo es aus den frühern Wüsten einen Garten Gottes gemacht hat.

Auch wurde uns erzählt, daß man dort viele Fische fangen könne. Freund Bahnman versprach mir schon großmütig seinen ganzen Proviant, wenn ich ihm frische Fische liefern würde, was ich natürlich annahm. Doch es schien da unter den Fischen eine Verschwörung zu sein — keiner biß an. Schließlich fingen wir einige nach unserer Rückkehr im Fleischerladen, doch ohne Angel.

Da uns das beständige durchwaten des Flusses überdrüssig wurde, schlugen wir einen Fußsteig über die Berge ein. Mit unserm schweren Gepäck ging es über steile Berge und durch tiefe Schluchten. Doch wenn wir geglaubt hatten, einen leichten Weg gefunden zu haben, so hatten wir uns gründlich getäuscht. Wir hatten zusammen zwei Tassen Wasser mit und fanden von sieben Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittag nicht einen Tropfen . Da wir gelegentlich nur unsere trockenen Lippen benetzten, dachten wir an Alexander den Großen, der ein Glas Wasser in der Hand hielt, während seine Armee verschmachtete, und dann als wahrer Held dieses Wasser ausgoß.

Bahnman wollte auch Held spielen und ließ einige Tropfen zur Erde fallen.

Braun verbrannt, steif und bestaubt kamen wir daheim an, doch wir hatten erreicht, was wir wollten — nicht den Nordpol — Gottes herrliche Natur hatten wir bewundert, die Lungen mit frischer Luft gefüllt und den Körper etwas abgehärtet.

Nach einigen Tagen der Ruhe machten wir einen kleinen Ausflug nach San Diego, etwa 125 Meilen südöstlich von Los Angeles an der Küste gelegen. Diese kurze Seefahrt war eine entzückendschöne. Der „Congreß" ist ein ganz neues Schiff und auf das beste ausgestattet. Wir kamen schon vor neun Jahren nach California und hatten San Diego noch nicht gesehen. Ich kann diese kurze Seefahrt einem jeden Besucher Californias auf's beste empfehlen. Der Ozean war spiegelglatt und die Luft sehr angenehm; was der Ozean ja immer mit sich bringt. San Diego hat einen der besten Häfen Amerikas. Schon im Jahre 1542 pflanzte Cabrilla das spanische Banner neben demselben auf. Seit dem Jahre 1853 hat unsere Regierung hier eine Festung. Obwohl der Hafen groß genug ist, die Flotte der ganzen Welt aufzunehmen, so ist der Eingang zu demselben nur etwa 800 Fuß breit. Hier sind dreißig Fuß lange Kanonen aufgestellt und auch viel kleine, und 275 Kanonenschützen sind hier stationiert, so daß in Kriegszeiten der Hafen gesichert ist. An diesem Platz ist auch eine Regierungsempfangsstation für drahtlose Telegraphie, die 100,000 Dollars gekostet hat. Von hier aus kann bis Alaska, Japan, Mexico oder bis zur Bundeshauptstadt Washington telegraphiert werden; über Strecken von 5,000 Meilen.

San Diego hat eine imposante Lage. Die Stadt liegt an der Seite eines allmählich abfallenden Berges und berührt den Hafen. Es wird da gegenwärtig ziemlich viel gebaut, besonders auf dem Ausstel-

lungsplatz wimmelt es voller Arbeiter, und die Anlagen sind großartig. Man muß den Mut dieser Leute bewundern. Die Stadt selbst bestreitet wohl die Hauptunkosten, weil der Staat seine finanzielle Hilfe nur der San Franzisko-Ausstellung angedeihen läßt. Also wenn ihr nächstes Jahr nach California kommt, was ja selbstverständlich ist, dann vergeßt nicht San Diego u. vonSanFranzisko reist man über Los Angeles, „die Zierde der Küste, dorthin. Unsere Stadt glaubt durch dieAusstellung den meisten Nutzen zu erhalten. Weil San Diego solange nur eine Eisenbahn hatte und am Ende derselben gelegen ist, so ist die Stadt nicht so schnell gewachsen wie viele andere an der Küste. Unweit der Stadt dehnt sich das weltberühmte, wohl fast das fruchtbarste Tal der Welt, the Imperial Valley ,aus. Es wird mit großem Eifer an der Arizona-San Diego Eisenbahn gebaut, welche der Stadt großen Handel zuführen wird. Die vielen, kahlen Hügel und Felder in der Umgegend von San Diego, wo nichts wächst, nicht einmal im Winter, weil es dort zu wenig regnet, machten einen nicht vorteilhaften Eindruck.

Also ,wenn du nach California kommst, mußt du auch San Diego sehen, sonst hast du nicht das ganze California gesehen, — wohlverstanden; ich bin kein Landagent.

Den Editor, Leser nd meine l. Eltern, Geschwister und Verwandte im alten Vaterlande herzlich grüßend,

P. R. Dyck.

Kansas.

Hillsboro, Box 8, Kansas, den 3. August 1914. Weil der Editor es wünscht, daß die Leser etwas Stoff einsenden, so nehme ich den Stift zur Hand. Schreiben kann ich wohl ,aber das, was man den Stil nennt, das fehlt mir oft. Wenn mein alter Lehrer Bräul noch lebte und dies lesen sollte, würde er wohl sagen: „Kathrinchen, wo hast du den Kopf?" Doch es lese es, wer da will und lasse es bleiben, wer nicht lesen will; es gilt ja nur solchen, die gerne etwas von mir lesen. Ich habe ein ehrsames Glied von der Alexander (weiter wie? Ed.) Gemeinde getroffen nach meinem damaligen Schreiben, welches mir dankeschön sagte.

Also erstens einen schönen Gruß an den Editor und seine Frau (Freundlichen Dank! Ed.) und dann an M. B. Fast, California; Johann Sudermansche von Lehigh; David Klassen und sein Gretchen (Orloffer und jetzt Californier). In Rußland, ihr Sibirier. Peter Löwen, nur oft ein Lebenszeichen von euch geben! Du, Mutterchen, ich war jüngst bei deiner lieben Kousine, die ja auch in Hillsboro wohnt. Sie ist auch in den Tagen, von welchen es heißt, sie gefallen mir nicht. Anna, ihre Tochter, war nach Montana gefahren, Land zu besehen. Die alte Mutter, die auch noch lebt, geht beim Stock, aber noch leichter, wie deine Kousine. Ich ging auch 'mal mit zwei Krücken, aber nur zwei Wochen, dann konnte ich sie wieder in die Ecke stellen. Ich hatte mir den linken Fuß beschädigt. Gestern, Sonntag, hatte ich mir das rechte Schienbein sehr beschädigt, aber: „Ein Wurm, der im Meerettig geboren ist, weiß nichts von der Süßholzwurzel." Ich werde hier denn auch keine Klagelieder über mein Unglück singen, aber wohl darüber, daß ich nichts von meiner lieben Schwester und ihren Kindern höre. Das treibt mir oft die Tränen aus. Ich meine Frau Peter Abrahams, früher Alexandertal.

Es ist sehr trocken. Ich bin die ganze Woche allein, nur dann und wann bekomme ich Besuch. Willi schafft an der Dreschmaschine, er setzt Strohhaufen. Er ist ziemlich schmal geworden . Ich schätze ihn und er mich sehr viel. Er hält noch immer sein Wort, bei der Mutter zu bleiben.

Nun ihr Lieben, wo ihr alle sein mögt, wenn jemand von euch ein Leiden hat, seid getrost! Der liebe Vater sagt: Was ich auflege, sollst du tragen, es sei wenig oder viel. Und wer es froh un dgeduldig faßt, ist der Marter halb entronnen, fühlet kaum die halbe Last. Und wenn wir droben nach dieser Zeit schauen unser Hochzeitskleid, dann ist alles Elend vorbei . So will ich schließen und verbleibe auch noch eine geringe Zionspilgerin.

Katharina W. Löwen.

Michigan.

Auburn, Michigan, den 4. August 1914. Der Gott alles Friedens und Trostes sei mit uns allen! Dieser Gruß gilt dem Editor und allen Lesern der Rundschau. Frieden und Trost bedürfen wir alle, besonders in dieser friedlosen Zeit. Da ist dieser Friede höher, als der, den die Welt verspricht. Sie sagt wohl: „Friede!" aber es ist keiner, sondern Zank, Streit, Krieg und Unfriede. Diese sind stets da, und auch jetzt ist die ganze Welt kampfbereit, fertig zu morden und zu brennen. Dabei wird in Konferenzen so viel über Frieden beraten und beschlossen. Doch alles verläuft in Nichts. Wie es scheint, ist ein wahrer Weltbrand im Anzuge (vielleicht schon ausgebrochen. Ed.) Ob klein oder groß, alles rüstet zum Kriege. Gar der Preis des Getreides stieg an einem Tage von 70 auf 90 Cents das Buschel. Auch andere Produkte sind im Steigen Begriffen. Laut heutigem Zeitungsbericht soll Deutschland den Russen und Franzosen offiziell den Krieg erklärt haben. An manchen Orten drohen die Anarchisten und revolutionieren. Dies wird wohl die Zeit sein, von der der Herr Jesus sagt, es soll solche Trübsal sein, als noch nie gewesen ist. Nun wir wollen uns trösten in dem Glauben, daß er Menschenwege lenken kann wie Wasserbäche. Seine Hand ist auch in diesem. Sollte es eine Zornesrute vom Herrn sein, so können wir nichts tun, als im Gebet flehen, ein kurzes Ende zu machen. Seine Worte müssen doch einmal in Erfüllung gehen. Man wird von Krieg und Kriegsgeschrei hören und ein Volk wird sich über das andere empören. Alles steht in seiner Hand, vielleicht geht sein großes Friedensreich bald an, das da ewig sein wird und wo kein Krieg noch Streit sein wird.

Auch bei uns in Michigan hat sich der vielgefürchtete Armeewurm eingestellt. Es ist eine schnellkriechendes, raupenartiges Gewürm, welches am Getreide schrecklichen Schaden getan hat. Auf manchen Haferfeldern sind alle Körner abgefressen worden. An Corn und Bohnen soll sehr viel Schaden geschehen sein; auch junge Kleefelder sollen ganz abgefressen sein. Bei uns sind sie noch nicht gekommen, aber vier Meilen von hier sollen sie schrecklich gehaust haben. Das landwirtschaftliche Bureau schätzt den in Michigan angerichteten Schaden auf vier Millionen Dollars. Man weiß aber nicht wie und wo der Wurm entstanden ist. Plötzlich über Nacht waren die Felder von dem Ungeziefer voll. Mit Walzen und allen möglichen Sachen wurde gegen sie zu Felde gezogen. Aber ohne Erfolg; sie machten ihren Weg fort. Jetzt, da etwas kälteres Wetter eingetreten ist, scheinen sie im Abnehmen zu sein. Das einzige erfolgreiche Mittel war, im Felde eine Furche zu ziehen, in welche sie hineinfielen. Dann wurde mit Pferden ein ziemlich schwerer Klotz über die Furche gezogen und diese zugescharrt. Das hemmte sie, aber am besten ist es wenn Männer, Frauen und Kinder mit Besen und Schaufeln die Würmer in Haufen scharren, über die Haufen Petroleum gießen und sie verbrennen. In Englisch werden sie Army worms genannt (Man spricht auf deutsch auch von Heerwurm. Ed.)

Nun ist noch zuallerletzt die Schweincholera ausgebrochen. Die Farmer stehen

dieser Seuche hilflos gegenüber. Doch die Regierung bietet ein Serum zum Einimpfen an, welches sich wirksam erweisen soll. Gleich ist auch der Preis der Schweine gestiegen.

In den Obstgärten haust das Ungeziefer. Die Hälfte des Obstes fällt unreif ab. Das Wetter ist angenehm. Wir hatten auch einen schönen Regen, der alles erfrischte. Die Hitze war hier eine Woche unerträglich. Jetzt ist kühleres Wetter eingetreten.

Dreschen ist im Vollen Gange. Weizen und Roggen sind sehr ergibig; wie der Hafer sein wird, weiß man noch nicht. Kartoffeln und Corn stehen sehr schön, Bohnen haben durch die Nässe sehr gelitten.

Viele Deutsche und Oesterreicher sind schon aus unsrer Kreisstadt Bay City zum Kriege im alten Vaterlande ausgerückt. Auch viele Serben, Griechen und andere machen sich reisefertig. O dieser greuliche Krieg ! Wie viel Leid und Schmerz wird er wieder bringen. Der Herr wolle uns gnädig sein und unser Land vor Krieg und Aufruhr bewahren. Ein großer Eisenbahnstreik soll im Westen im Anzuge sein. Alles regt sich zum Streit; es sieht traurig aus. Der Herr wolle uns gnädig sein!

John Kaweck.

Oklahoma.

Ft. Cobb, Oklahoma, den 4. August 1914. Liebe Leser! Ich muß diesmal mit einer Trauerbotschaft kommen. Es war an einem warmen Abend, den 22. Juli um 8 Uhr, als ich die Botschaft erhielt, daß die Frau Adam Nachtigal plötzlich gestorben sei. Ach, sagte ich, das kann nicht wahr sein! Ich und meine Frau fuhren geschwind hin und fanden die Nachricht bestätigt. Die liebe Helena, welche ihrer nahen Niederkunft entgegensah, ließ sich Wasser und einen Stuhl bringen und zog sich um 6 Uhr zurück, um sich noch zu waschen . Alle waren abwesend, außer ein paar Mädchen. Als es diesen so schien, daß sie zu lange wegblieb, schickte die älteste der beiden, Dina, die Mina, um die Mama zu rufen . Diese ging und rief, erhielt aber keine Antwort. Dadurch beunruhigt, ging Dina selbst hin und fand sie entkleidet auf dem Stuhl sitzen, als ob sie schliefe. Erst schrak sie zurück, dann aber berührte sie die Mutter mit der Hand. Und was denkst du, lieber Leser? — Sie war eine Leiche!

Eins der Kinder eilte gleich, den Vater zu rufen. O welch ein Schmerz für den 61-jährigen Vater, seine Gehilfin nicht mehr lebend zu finden, noch mit ihr sprechen zu können! Ihre Eltern Abraham Schultzen und ihr ältester Sohn, so auch Brüder und Schwestern wohnen in der Gegend bei Meno. Diese wurden gleich telegraphisch benachrichtigt. Die Leiche der Mutter mußte einbalsamiert werden, um sie zu erhalten, bis die lieben Freunde kommen würden. Die Leichenfeier fand Freitag nachmittag, den 24. Juli statt. Man war aber genötigt, das Grab der Geschwister von Meno wegen offen zu lassen, die erst 8 Uhr abends kamen.

Die Dahingeschiedene wurde 1871 den 20. Januar in Rußland geboren. Ihre Eltern zogen mit ihr nach Amerika, als sie vier Jahre alt war, und wählten sich Kansas zu ihrem Wohnort. Als sie 16 Jahre alt war, wurde sie ein Glied der Mennonitengemeinde, und mit 17 Jahren drei Monaten und 23 Tagen reichte sie ihr Hand dem verwitweten Adam Nachtigal zum Bunde für dieses Leben. Diese Ehe dauerte 26 Jahre, zwei Monate und 9 Tage. Sie wurde Mutter über neun Kinder, von denen ihr zwei in die Ewigkeit vorangegangen sind. Die Nachbleibenden, welche ihren so unerwarteten Tod betrauern, sind: Vater, drei Mädchen, vier Knaben und viele Geschwister und Bekannte. Sie erreichte 43 Jahre, 6 Monate und zwei Tage. Sie sind hin und her gezogen, bis der Herr sie dorthin rief, wo kein Hin- und Herziehen mehr sein wird. Br. H. Riesen von Gotebo hielt eine zu Herzen gehende Predigt in Deutsch und Prediger Crabtree in englischer Sprache.

Es war bis zum 2. d. Mts. heiß und trocken, aber den 2. gab es einen schönen Regen, der noch viel helfen wird.

Mit Brudergruß zeichnet sich

John B. Schmidt.

Süd-Dakota.

Dolton, S. Dakota. **Todesanzeige.** Da es dem allmächtigen Schöpfer gefallen hat, wieder einen lieben Bruder aus unserer Mitte zu nehmen und ihn aus der Zeit in die Ewigkeit hinüber zu rufen, will ich versuchen, auf den Wunsch der betrübten Schwester, der Angehörigen und des Gemeindekorrespondenten einen kurzen Bericht von seinem Leben u. s. w. zu veröffentlichen, zur Nachricht allen Bekannten und Verwandten.

Ich will zuerst etwas von der Predigt berichten. Br. David W. Tschetter machte den Anfang mit Lied No. 249 Evl.: Wo findet die Seele," Gebet und Jes. 28, 16. 17, und Röm. 5, 5: Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Sein Ziel war, den Zuhörern die falsche Hoffnung und die wahre, lebendige Hoffnung recht ans Herz zu legen . Die letzte hat vier Eigenschaften. 1. beruhigt sie das Gewissen des Menschen. 2. macht sie einen bessern Menschen, 3. hält sie aus bis in den Tod und 4. gilt sie bis zum Tage des Gerichts. Dieselbe soll uns scheiden von den Sünden dieser Welt. Die falsche Hoffnung hingegen wird nicht bestehen am Tages des Gerichts. Viele trösten sich damit, sie sind besser als manche, die sich Christen nennen. Auch wird der Unglaube, der heute so überhand nimmt, das zarte Gewissen nie beruhigen und bewirkt bloß ein Hinabsinken des Menschen.

Br. Jakob J. Hofer sprach über Ebr. 9, 27. 28: Und wie dem Menschen ist gesetzt, einmal zu sterben, darnach das Gericht. Er betonte unter anderm besonders die Wichtigkeit der Sterbestunde, daß sich der Mensch in seinem Leben vom Worte Gottes sollten richten lassen und Buße tun, um nicht ins Gericht zu kommen. Wenn auch die Sünde mächtig ist, ist doch die Gnade mächtiger. Alle sind eingeladen zu kommen, denn der Geist und die Braut sprechen: „Komm! Anschließend an den letzten Vers machte er noch wichtig, daß Jesu zukünftiges Kommen sein wird in den Wolken des Himmels mit Posaunen, an einem Tage, da „ihr es nicht meinet."

Zuletzt sprach Br. Hege über 1. Mos. 50, 25: So führet meine Gebeine von dannen. Er hob besonders den Glauben Josephs hervor, den derselbe in Egypten pflegte. Sein Glaube an Gott befähigte ihn auch, über die irdischen Dinge treu zu verfügen, obgleich er im Gefängnis war. Die oben angeführten Worte zeigen, daß Joseph kein Egypter, sondern ein gläubiger Israelite war . Auch sagte er; was der Mensch heute tut, gerade das ist er morgen.

Inzwischen hatte der Chor noch passende Lieder gesungen.

Der liebe Bruder Johann Decker wurde den 24. Juni 1844 in der Huttertaler Kolonie in Südrußland geboren. Er verehelichte sich mit Katharina Decker, geb. Wollmann im Jahre 1866 den 30. Oktober, aus welcher Ehe vier Söhne und sieben Töchter entsprossen, welche alle mit der Mutter den Tod ihres Vaters betrauern. Er ist im Jahre 1875 nach Amerika gezogen und hat sich bei Miltown niedergelassen, wo er bis November 1913 wohnte, da er aber in seinen alten Tagen leidend wurde, gab er das Farmen auf und zog nach Bridgewater, S. Dakota, um sich da in die Ruhe zu begeben. Der Bruder litt schon etliche Jahre an Blasenleiden, welches immer schlimmer wurde, so daß er seit

Weihnachten nicht mehr die Versammlungen besuchen konnte. Er suchte ärztliche Hilfe, aber ohne Erfolg. Zuletzt entschloß er sich, nach Rochester, Minnesota, zu fahren. Die Doktoren unterfuchten ihn und sagten, sie könnten ihm nicht helfen, es sei denn, daß sie ihn operierten, weil er einen Blasenstein habe. So hat er sich den der Operation unterworfen . Der Stein mißt 5 Zoll im Umfang. (Das ist kein Irrtumm ich habe ihn selbst gemessen.) Die ersten zwei Wochen schien er ganz munter zu sein, bekam jedoch hernach Fieber. Die Doktoren versuchten ihr Bestes, jedoch ohne Erfolg. Zuletzt bekam er Verlangen heimzufahren Er, Mutter, John, Jakob und Sarah verließen Rochester den 23. Juli. Sie kamen nach Bridgewatter, S. Dakota um 12 Uhr nachts und er ist nach 30 Minuten selig im Herrn entschlafen.

Der Bruder bekehrte sich 1900 zu Gott und folgte dem Meister in der Taufe noch im Jahre 1901. Er schloß sich der Kr. M. Br. Gemeinde an und ist seinem lieben Heilande treu geblieben bis zu seinem Tode. Die Begräbnisfeier fand den 26. Juli unter einem Zelt bei Salems Kirche unter großer Beteiligung statt. Etwa 1,000 Besucher waren da. Das zeigt, daß der liebe Bruder während seines Lebens sich durch sein liebevolles Benehmen recht vielFreunde erworben hat.

Den 90. Psalm zum Gruß an alle Leser, besonders an Geschwister Tschetters in Elk Park, N. Carolina und Hofers in La Crosse, Wis. Euer geringer Bruder in Christo,

Peter G Hofer.

Der Zionsbote ist gebeten zu kopieren.

Canada.

Manitoba.

Winkler, Manitoba, den 3. August 1914. Will dem Editor und dem Leserkreis mitteilen daß wir bei uns alle schön gesund sind, und die Ernte in vollem Gange ist.

Wir hatten noch nur etliche Tage Getreide geschnitten ,dann kam ein großes Gewölk auf aus dem Norden, doch es ahnten wohl kaum viele, daß es so kommen würde, wie es kam. Es ist manchem die ganze Ernte vom Hagel zerschlagen. Zwei Meilen von uns ist mehreren Farmern alles weg, so daß ein mancher den Binder nicht in Betrieb setzen wird. Erstens war es im Frühjahr so trocken, daß ein mancher schon besorgt war. Doch trotz der Dürre stand das Getreide auf manchen Stellen noch ganz schön, da wo jetzt der Hagel gegangen ist sind die Hoffnungen auf eine Ernte weg.

Hier ist eine Familie, Isaak Dücken, die der Herr diese Wege geführt hat. Vorigen Winter erkrankte ihm ein Auge, welches die Aerzte dann herausnahmen und an dessen Stelle ein gläsernes einsetzten. Also ist er blind auf einem Auge. Jetzt, vor einer Woche bekam erSchmerzen im andern Auge ,und er fuhr auch gleich zu dem Augenarzt in Winnipeg, wo er jetzt in Behandlung ist. Unser Gebet ist, der Herr möchte ihm das Augenlicht erhalten. Sein Feld ist auch ganz ausgehagelt.

Ich möchte auch noch unsere Freunde bitten, von sich hören zu lassen. Wo bei uns der Hagel nicht gegangen ist, ist die Ernte eine mittelmäßige. Bei mir ist der Weizen wenig beschädigt, der Hafer die Hälfte. Vor einer Woche kam ein Gewitterregen mit viel Unwetter, wobei ein Mann unweit Morden und etliche Pferde in unserer Nachbarschaft erschlagen wurden. Bei einem brannte der Stall nieder. Ich möchte für diesmal schließen. Freunde und Leser grüßend,

Gerh. G. Thießen.

Saskatchewan.

Marx, Saskatchewan, den 26. Juli 1914. Einen Gruß der Liebe und des Friedens dem Editor und allen Lesern!

Was das Wetter anbelangt, so ist es unveränderlich heiß und trocken. Außer dem Brachweizen ist das Getreide somehr alle vertrocknet.

Gestern waren wir zu der Verlobungsfeier der Tochter des lieben Schwagers Heinrich Wall, Springfield, gefahren, Anna, ihre älteste Tochter hatte Verlobung mit dem Jungesellen Peter Wiebe, Springfield.

So will ich denn gleich berichten von dem Absterben meines lieben Bruders Herman Peters, Rosthern, Saskatchewan. Es waren im Frühjahr drei Jahre, daß er mit seiner Familie von Reinland, Manitoba, nach Rosthern übersiedelte. Als sie etwas über ein Jahr in Rosthern gewohnt hatten, traf ihn ein harter Schlag, indem ihm seine liebe Gemahlin durch den Tod entrissen wurde. Nach ungefähr einem Jahr füllte sich diese Lücke teils wieder aus, indem er sich mit der Witwe Daniel Blatz verehelichte, in welchem Ehestand er aber nur neun Monate gelebt und während der ganzen Zeit wohl schon gekränkelt hat. So nahm es mit der Krankheit zu, daß er fast kein Essen zu sich nehmen konnte. Die Aerzte sagen anfänglich, sie wüßten nicht, was ihm schade, bis er endlich zusammenbrach. Dann sagten sie, es sei Darmkrebs. O was für eine Nachricht für ihn und seine Familie ! Den 29. Juni rief er seine Kinder im elterlichen Hause zusammen. Dann hatte er mit den Kindern und seiner lieben Gemahlin das Lied aus dem Gesangbuch No. 550 gesungen und in Gemeinschaft gebetet. Darauf fühlte er sich gestärkt und getröstet in der festen Hoffnung. Er sagte ganz frei beim Abschied: Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht mehr hier sehen.

Ach was müssen doch für Seufzer zum Trone Jesu emporgestiegen sein!

Dienstag unterwarf er sich einer Operation und lebte noch bis Donnerstag 11 Uhr vormittag. In dieser Zeit haben die Kinder ihn noch einmal dort im Saskatoon Hospital besucht. Nun wir rufen dem lieben Bruder noch nach: Ruhe sanft in deiner Gruft, bis dich einst dein Heiland ruft.

Er hinterläßt eine trauernde Witwe und acht rechte Kinder, wovon drei verheiratet sind. Das Jüngste ist zwei Jahre alt. Die Nachgebliebenen trauern aber nicht als solche, die keine Hoffnung haben.

Er hat sein Leben gebracht auf 51 Jahre, 10 Monate und etliche Tage. Wir bekamen das Telegramm durch Br. Abram. welcher mich dann gleich mitnahm. Wir fuhren des Nachts gleich von Swift Current ab nach Rosthern zum Begräbnis, welches Sonntag, den 5. Juli stattfand unter Beteiligung von nahe und fern.

Zum Schluß noch einen herzlichen Gruß an alle von eurem Mitpilger nach dem obern Canaan.

David und Sarah Peters.

Reiseerinnerungen.

von

J. P. Friesen, Rosthern, Saskatchewan.

6.

Fortsetzung.

Am nächsten Morgen brachten kleine Schiffe uns ans Ufer und wir landeten bei dem Zollhause an der Galataseite. Wir bestiegen die bereitstehenden Fuhrwerke und fuhren über die Brücke, die über das sogenannte Goldene Horn führt, auf Stambul zu. Der Verkehr ist hier sehr rege und das bunte Durcheinander auf der Brücke sehr interessant.

Das erste, was mir auffiel, waren echte russische sogenannte Dungbretterwagen; aber das meiste der beförderten Güter war nicht auf dem Wagen, sondern auf den

Rücken von menschlichen Lastträgern. Es ist erstaunlich, was der Mensch alles kann. Es bedurfte der Kraft von drei Personen, um ein großes, schweres Bündel aufzuheben, und diese Last wurde auf den Rücken eines dieser Lastträger gelegt und der ging damit ab. Händler hatten ihre Ware auf dem Rücken, die Wage in der Hand, andere ihre Waren wie Brot, Kuchen, Nüsse, Datteln, u. s. w. in Körben auf dem Kopfe und ebenfalls die Wage in der Hand. Dann kamen Russen in ihrer heimatlichen Kleidung, türkische Soldaten in blauer Uniform und rotem Fez; andere Moslems hatten als Zeichen, daß sie in Mekka gewesen waren, ein grünes oder weißes Band um ihren Fez. Dann waren griechische Priester in schwarzen Mänteln, dunkle Nubier, Juden in langen Mänteln, oft noch im Zylinderhut, der einst bessere Tage gesehen hatte, und kleine Haarlöckchen zu beiden Seiten des Kopfes; türkische Frauen mit weißem Schleier und Türken mit goldverzierten Kleidern.

Nachdem wir die Brücke passiert hatten, war das erste, was mir auffiel, die vielen Hunde. Da waren Hunde einzeln, zu zweien und so weiter bis zu Dutzenden in einem Knäuel. Bei Tage liegen sie meistens, aber bei Nacht sollen sie großen Spektakel machen. Die Hunde werden fast heilig gehalten. Man sieht oft, wie ein Türke Futter kauft, hinaus geht und die Hunde füttert. Es wurde uns geraten, ja keinem dieser Biester etwas zu leide zu tun, indem man dadurch in Unannehmlichkeiten kommen könnte.

Auf den Straßen, die nebenbei gesagt, recht schmutzig sind, sah es fast so aus, wie auf der Brücke — ein buntes, lärmendes Durcheinander. Wir fuhren zur St. Sophia-Moschee. Dies war einst eine christliche Kirche, und von unserm Führer, aus unsern Handbüchern u. s. w. erfuhr ich etwas über die Vergangenheit dieses interessanten Baues. Im Jahre 532 entschloß sich der römische Kaiser Justinian, in Konstantinopel eine Kirche zu bauen, so großartig, wie bis dahin nichts dagewesen und auch später nicht zu übertreffen sei. Alle unter seiner Herrschaft stehenden Länder mußten Gold, Silber, Edelsteine, Elfenbein u. Cedern liefern. Der Sonnentempel in Baalbeck, der Tempel der Diana in Ephesus sowie die Tempel in Athen wurden ihrer Säulen und so weiter beraubt. Auch von Egypten wurden ähnliche Sachen geholt. Marmor wurde aus Italien und Griechenland haufenweise geliefert und in ungefähr sechs Jahren wurde der Bau von 10,000 Arbeitern fertiggestellt.

Der große Altar war aus Gold und Silber, die Kirchengeräte waren aus solidem Golde, die heiligen Bilder waren in Edelsteinen gefaßt. Bei der Einweihung rief der König aus: Ehre sei Gott, der mich gewürdigt hat, dieses große Werk zu vollenden! O Salomo, ich habe dich überboten. Ueber 900 Jahre blieb diese Kirche in den Händen der Christen. Aber im Jahre 1453 nahm der türkische Sultan Mohammed der Zweite die Stadt nach einem harten Kampf ein, der Halbmond wurde aufgezogen. In der Kirche St. Sophia, die in eine Moschee verwandelt wurde, wurden die kostbaren Gemälde übermalt, die Kostbarkeiten herausgenommen, und es ist eine Moschee geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Türen stehen den Mohammedanern jederzeit offen, aber die Wachen, die davor stehen, haben dafür zu sorgen, daß Ungläubige, d. h. Christen, es sei denn sie unterwerfen sich gewissen Regeln, nicht hineinkommen. Erstens muß man eine Gebühr zahlen und die Schuhe ausziehen oder die losen türkischen Pantoffeln überziehen. Für das letztere sind willige Hände bereit, und dies bedeutet abermals ein Trinkgeld.

Wir traten in den großen Raum ein. Kein Stuhl oder Bank war in diesem ackergroßen Gebäude. Der Boden war ganz mit Teppichen belegt, und überall sah man einzelne Andächtige betend auf ihrem Angesicht. Da es uns, weil wir von draußen kamen, ziemlich dunkel erschien, so passierte es einem meiner Gefährten, der den großartigen Dom bewunderte, daß er einen vor ihm knieenden Türken nicht bemerkte und über denselben stolperte und hinfiel. Schnell war der bisher so Andächtige auf den Füßen, und mit geballten Fäusten ging's hinter dem erschrockenen Amerikaner her, der schleunigst davonlief und sich unter die andern mischte, so daß der hitzige Türke seine Spur verlor und schließlich nicht wußte, wer der Schuldige sei. Es sah recht komisch aus, wie der betende Anhänger Mohammeds aufsprang und bereit schien, irgend jemand durchzuhauen.

Der große Dom, über 100 Fuß im Durchmesser, ist 180 Fuß hoch und wird von mächtigen Säulen getragen. Sprüche des Korans befinden sich an den Wänden. Am türkischen Sonntag, sagte der Führer, steht der Priester und hält in der einen Hand den Koran und in der andern ein bloßes Schwert zum Zeichen, daß die Moschee mit Gewalt von den Ungläubigen genommen sei. Der gewöhnliche Gebetsteppich des Propheten, sowie der Abdruck seiner ins Blut erschlagenen Christen getauchten Hand an der Wand, werden noch gezeigt. Hin und wieder sieht man auch am Boden sitzende Gläubige den Koran abschreiben. Wir gingen wieder dem Eingange zu, und hier wurden uns die Pantoffeln ausgezogen, wer solche anhatte, oder Schuhe angezogen.

Nachdem wir noch mehrere Moscheen besucht hatten, ging's nach dem großen Bazar. Hier unter einem Dach, oder besser gesagt, unter einem Gewirr von Dächern, sind hunderte kleinere und größere Läden, nicht durch Wände von einander getrennt, sondern nur in Abteilungen. Jeder hat soviel wie möglich seine Waren zur Schau gestellt, ruft und schreit, dieselben anpreisend. Und sobald sie eines Amerikaners ansichtig werden, dann geht es erst recht los. Man muß sich oft förmlich losreißen von ihnen. Es ist ein buntes Durcheinander, dieser sich hin und her wälzenden Menge der laut feilschenden Käufer. Der Preis der gefordert wurde, war gewöhnlich zwei bis drei Mal soviel, als der Verkäufer erwartete zu erhalten, und so gab es ein Schachern und Handeln, das recht komisch anzusehen war, besonders noch da, wo der Eigentümer sich zufällig Moses nannte und in den ungemein weiten türkischen Hosen steckte.

Der Kapitän hatte uns am Abend vorher angekündigt, daß er für uns als eine besondere Gunst des Sultans die Erlaubnis erhalten habe, die Schatzkammern zu besuchen, und dies wurde natürlich mit Freuden aufgenommen. Eine hohe Mauer umgibt dieselben, und die Wachen am Tor untersuchten recht sorgfältig unsere Erlaubnisscheine, ehe wir eingelassen wurden in Begleitung eines Teiles der Wache. Nun kamen wir an die schweren Türen, die in die Schatzkammern führten. Doppelte Wachtposten, schwer bewaffnet, ließen uns passieren, nachdem sie uns erst alles Handgepäck, Regenschirme und so weiter abgenommen hatten. Die Türen wurden geöffnet und wir traten ein. Der Raum, in den wir jetzt traten, war nicht besonders schön; aber welche Schätze barg er! Unter anderm war hier ein Tron, der einst dem Schah von Persien gehörte und von den Türken als Beute fortgenommen wurde. Derselbe ist von solidem Golde, mit Rubinen und andern Edelsteinen ausgelegt. Weiter waren die Kleider und Uniformen ehemaliger Sultane, wie dieselben einst von ihnen getragen wurden, mit Gold durchwirkt und leuchtend von Edelsteinen; ebenso waren ihre Schwerter und sonstige Waffen mit Juwelen besät. In den andern Abteilungen standen in Glasbehältern ganze Schüsseln mit den

Fortsetzung auf Seite 12.

Die Mennonitische Rundschau

Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:
C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA
U. S. A.

19. August 1914.

— Die Erzählung „der Jesuit", welche fortlaufend in der Rundschau in Fortsetzungen erscheint, ist in Buchform bei Jennings & Graham, 220 W. 4th St., Cincinnati, Ohio, zu haben.

— Amerikaner, die sich zurzeit in Deutschland befinden, werden sich bequemen müssen, ihre Rückkehr in die Heimat auf eine spätere Zeit zu verschieben, denn es heißt, daß während der Mobilmachung in Deutschland Ausländern die Abreise nicht gestattet ist.

— Wenn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens aufhören wird, böse zu sein, wenn jedermann auf Erden es als höchsten Genuß ansehen wird, das Beste seines Nächsten zu suchen, und wenn in jedem Herzen die Liebe zu Gott den ersten Platz einnehmen wird; dann werden Friedensbestrebungen nicht mehr bittere Enttäuschungen bringen.

— Da unter gegenwärtigen Verhältnissen die vielen in Deutschland weilenden Amerikaner sich in bedrängter Lage befinden, weil ihr Aufenthalt dort länger dauert als beabsichtigt worden, und die amerikanischen Checks nicht willige Abnahme finden, sinnt man hier in Amerika hin und her, wie man ihnen am besten helfen könne. Um ihnen zur Rückkehr eine Gelegenheit zu verschaffen, haben New Yorker Bankiers den Plan gefaßt, ein Schiff mit einer Sendung von 3,500,000 Gold nach Europa zu senden. Da sich keine Versicherungsgesellschaft unter den gegenwärtigen Verhältnissen bereit finden würde, die Sendung zu übernehmen, so soll sie mit einem amerikanischen Kreuzer geschehen.

— Die Gattin unsers Präsidenten ist am 6. August nach langem Leiden verschieden. Der Verlust seiner Gehilfin wird von dem ersten Mann unsers Landes schmerzlich empfunden. Alle Welt nimmt Teil an seiner Trauer, selbst die Zeitungen, welche sonst nichts Gutes an ihm finden konnten, fühlen, daß sie nicht teilnahmlos an ihm vorübergehen dürfen. Es ist eine schwere Zeit für Wilson, da die Geschäfte der Regierung seine Zeit beanspruchen, die er wohl hätte am Sterbebette und jetzt im Trauerhause verbringen müssen. Etwas Trost werden ihm die von allen Seiten eintreffenden Trauerkundgebungen gewähren. Hoffentlich blickt er auf nach oben, wo der Gott alles Trostes stets bereit ist, zu trösten.

— Auf der Straße predigte ein junger Mann. Da trat ein Ungläubiger auf ihn zu und rief: „Der Mann, welcher das Gas erfand, hat mehr für die Welt getan, als Jesus Christus." Der Prediger konnte ihm nichts darauf antworten, und die Menge lachte ihn darob aus. Da trat einer der Zuhörer vor und sagte: „Natürlich hat jener Mann dort ein Recht, seine eigne Meinung zu haben, und ich denke, wenn er einst im Sterben liegt, so wird er nach einem Gasmeister schicken; ich dagegen, glaube ich, werde nach einem Prediger schicken und mir Johannes 14 vorlesen lassen." Da wurde der Spötter ausgelacht und der Prediger konnte weiter reden. — Das zeigt uns so recht den leichten Sinn der Welt. Sie kann über alles lachen, wenn nur jemand da ist, der es versteht, ihrer Lachlust einen Anstoß zu geben. Aber den bittern Ernst der Lage, in welcher sie sich befindet, zu erkennen, das vermag sie nicht. Ebenso hat sie keinen Begriff von dem großen Wert des Evangeliums, welches man bemüht ist, ihr nahe zu bringen.

— Wie oft und wie hoch hat man doch die Zivilisation gepriesen. Schon schrieb man ihr zu, daß sie die unter ihrem Einfluß stehenden Nationen Schritt für Schritt näher dem erhabenen Ziel bringe, wo das würgende Schwert für immer in die Scheide gesteckt bleibt, höchstens noch sollte es den Zweck haben, die Zivilisation gegen die Gegner derselben zu schützen. Aber heute haben die Völker Europas die Zivilisation abgestreift, oder sie ist nicht das, was man von ihr gelehrt hat. Es scheint so, die europäischen Völker kehren einmal wieder die wahre Natur des Menschen heraus. Jeder sucht seinen eigenen Vorteil, unbekümmert um den Nächsten. Dabei scheinen sie aber nur ihren augenblicklichen Vorteil im Auge zu haben und gar nicht in Betracht zu nehmen, daß sie, wenn sie sich heute gegenseitig schwächen, sie sich den wilden und halbwilden Völkern Asiens zur leicht zu erringenden Beute zurichten. Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang, und wo die Furcht Gottes aufhört, da muß die menschliche Weisheit oft zur Torheit werden, und in ihrer Blindheit gehen die Menschen soweit, daß sie die Wege zu irdischem Glück und Wohlstand vor sich eigenhändig abbrechen.

— Der Herold von Newton brachte uns heute die Nachricht, daß das Herold-Gebäude, mit allem ein Raub der Flammen geworden sei und daß er selbst in einer andern Druckerei in Newton gedruckt wurde. Es heißt in dem Blatt: „Am Dienstag um 3 Uhr ist das Herold-Gebäude mit Buchladen, Druckerei und allem, was drin war, gänzlich in Rauch und Asche aufgegangen. Wir haben nur einige Schreibmaschinen und Kodaks, die Herold-Abnehmerliste und drei Jahrgänge des Herold gerettet. Das Feuer brach etwa um 2 Uhr aus in dem alten Auditorium; wie, das ist nicht bekannt. Dies ist ein großes Holzgebäude, und in kürzester Zeit hatten die Flammen sich ausgebreitet auf die Newton Lumber Co. Von dort arbeiteten sie sich rasch über die Gasse nach Duffs Möbelladen und von dort brannte alles, was Nord liegt, in dem Block ab." Den Schaden, der durch dieses Feuer verursacht, berechnet man auf $350,000. Der Herold allein hat einen Schaden von $40,000 erlitten. Der Editor des Herold schreibt: „Des Editors Pult ist heute eine „Pape" (Schuh Box) und seine Office da, wo er seinen Hut hinhängt." Der Editor ist aber entschlossen, trotzdem alles verbrannt ist, was vierzehn Jahre lang gearbeitet und gesammelt wurde, das Werk wieder aufzunehmen und fortzusetzen. Wir wünschen ihm dazu Gottes Beistand.

— Wenn Israel in den Streit ziehen wollte, dann fragte man den Herrn, und der Herr antwortete. Und wenn die Antwort des Herrn zu ziehen gebot, dann wußte Israel, daß Gott auf seiner Seite, aber nicht auf der Seite seines Feindes war. Selbst im Falle einer verlornen Schlacht wußte es, daß der Herr nur sein Angesicht vor ihm verbarg, weil irgend etwas zwischen ihn und seinen Gott getreten war, das weggeräumt werden mußte, um wieder die volle Gunst Gottes auf Israels Seite zu haben. Nie verlieh der Herr den Feinden Israels Sieg um ihrer selbst willen, sondern, wenn er ihnen über sein Volk

den Sieg verlieh, so geschahe es zur Strafe oder Besserung Israels. Israel wußte immer, daß seine Feinde auch zugleich die Feinde Gottes waren, und in dieser Beziehung hatte es einen großen Vorteil vor den kriegführenden „Christen" in der Gegenwart. Hält sich der für einen Christen, welcher den Krieg seinem Gegner aufzwingt, so kann er sicher sein, daß in dem Heere, dessen Unterliegen oder Untergang ihm am Herzen liegt, sich eben so gute Christen befinden wie er einer ist, und daß diese ein ebenso gutes Anrecht auf die Hilfe Gottes haben, als er es hat. Wem von ihnen wird Gott seine Gunst zuneigen? Wird er die Person ansehen? Nein, er wird es nicht, denn bei Gott gilt kein Ansehen der Person. Vielleicht wird sich auch hier der Spruch erfüllen, nach welchem Gott die, welche er lieb hat, zuechtigt. Ist der eine Teil der Streitenden besserungsfähig, mag ihm dasselbe Schicksal zugedacht sein, welches Israel so oft zuteil wurde, — daß sie gezüchtigt und unter die Hand der Feinde getan werden, bis sie umkehren und den Herrn ihren Gott erkennen.

Wenn viele Christen auch nur deshalb die Waffen nehmen, weil die Obrigkeit sie dazu zwingt, so gibt es doch noch mehr unter ihnen, welche entschiedene Verteidiger des Krieges und platte Gegner der Lehre von der Wehrlosigkeit der Christen sind. Man sieht, daß es nicht genügt, sehend geworden zu sein; man muß auch um sich schauen, damit der volle Wert des Augenlichtes uns zunutze kommt.

Aus Mennonitischen Kreisen.

J. H. Wiens, Rosthern, Sask., Canada, schreibt am 3. August: „Es ist von hier zu berichten, daß das Wetter schon eine Zeitlang sehr heiß gewesen ist. Die Ernteaussichten sind nicht auf's beste, da die so lange anhaltende Hitze auf vielen Stellen das Getreide verbrannt hat und der Hagel ebenfalls bedeutenden Schaden angerichtet hat . Wer von den Lesern noch keinen Gebrauch von meinem Anerbieten in meiner Anzeige von Füllfedern gemacht hat, kann solches jetzt noch tun, indem er mir 25 Cents für eine Feder schickt, worauf prompte und freie Zusendung erfolgt."

Maria B. Köhn, Fairview, Oklahoma schreibt am 6. August: „Es ist hier sehr heiß und trocken gewesen, aber gestern abend hatten wir großen Sturm und einen schönen Regen; aber es ist doch noch nicht genug, die Erde gut zu durchfeuchten. Gerade heute nach dem Regen ist es ein wenig kühl. Die Leute dreschen viel Weizen. Hafer gibt es nicht viel, Corn gibt es sehr wenig. Wenn es noch sehr regnen sollte, könnte es noch viel Kaffirkorn geben. Der Gesundheitszustand ist nicht sehr gut. Ich habe schon eine Zeitlang gekränkelt, ein paar Wochen habe ich müssen das Bett hüten, aber mit Gottes Hilfe bin ich wieder so viel besser, daß ich kann aufsein, doch kann ich noch nicht arbeiten. Mit Gruß an alle Leser, Maria B. K."

Fred D. Lütke, Dalmeny, Saskatchewan, schreibt am 6. August: „Wir sind alle so ziemlich gesund; auch ist unser alter Stiefvater wieder soviel besser, daß er kann zum Tisch kommen. Wir hatten ja keine Hoffnung mehr, daß er würde durchkommen. Liebe Freunde David und Andreas Jantzen, Goshen Ind., ich hoffe, ihr werdet dieses von eurem Vater lesen. Wir haben diesen Sommer nur sehr wenig Regen bekommen. Es wird alles trocken, sogar die Bäume vertrocknen auf Stellen. Die Ernte ist nur klein. Was aber gewachsen ist, das ist gut. Für Saskatchewan war es diesen Sommer verhältnismäßig sehr warm. Gestern abend wurde es sehr kühl, daß man wieder denken mußte, wird es auch bald frieren? Doch bei all dem heißen Wetter in diesem Sommer ist der Schnee von letztem Winter noch nicht alle geschmolzen. Letzten Samstag war es so heiß, da stieg ich in den Brunnen und holte Schnee heraus und machte Ice cream (Gefrorenes. — Das Wort läßt sich schlecht übersetzen, denn die Deutschen kennen keinen Eisrahm, höchstens gefrorenen oder zu Eis gewordenen Rahm. Der Rahm wird aus der Milch gewonnen, aber nicht aus Eis hergestellt. Ed.) Also hat Saskatchewan doch gute Eigenschaften, wenn uns auch viele nicht zum besten gefallen. Das man den Sommer über im Brunnen Schnee halten kann, ist ganz gut; ich habe jetzt noch drei Fuß davon im Brunnen. Das wird euch im Süden wohl wundern. Da können wir sehen, wie verschieden Gott die Welt erschaffen hat."

Berichtigung.

Ich schrieb in meinem Bericht vom 2. d. Mts., daß die Pfirsiche nur $18.00 bis $20.00 per Tonne waren. Das ist gemeint, die getrockneten (Free Stones), aber die Cling Stones sind hier in der Atwater Cannery $25.00 per Tonne.

J. G. Esau hat in Atwater ein Harness und Shoe shop (Geschirr- und Schuhladen) eröffnet. Er sagt, der Handel ist ziemlich gut. — Heute war es 102 Grad warm.

Atwater, California.

J. B. Koehn.

Adreßveränderungen.

H. N. Friesen, Buhler, Kansas, ferner H. N. Friesen, Windom, R. F. D. No. 1, Windom, Kansas.

John E. Epp, Inman, Kansas, von jetzt ab: John E. Epp, Meade, Kansas.

F. Oesch

möchte so freundlich sein und uns seine Adresse zusenden. Unser Brief an ihn, den wir „F. Oesch, Forest, Ontario, Canada, adressierten, kam zurück mit des Postmeisters Vermerk: „Not called for."

Editor.

Gestorben.

Maria S. Yoder wurde geboren den 19. Dezember 1851; ist gestorben den 26. Juni 1914; ist alt geworden, 62 Jahre, 6 Monate und 7 Tage. Hat sich in den Ehestand begeben mit Eli J. Miller den 6. April 1871 und lebte im Ehestande 34 J., 4 M. und 22 T. und lebte in ihrem Witwenstand 8 J., 9 M., und 28 T. und eine Mutter zu 10 Kindern, 4 Söhnen und 6 Töchtern, wovon jetzt noch 9 leben, 3 Söhne und 6 Töchter; und ist Großmutter gewesen zu 39 Kindern. Die Beerdigung fand statt den 29. Juni 1914 unter großem Gefolge. Leichenrede wurde gehalten von Monroe M. Hochstetler und D. J. Hochstetler über Johannes 5 vom 5. Vers zum 29. und 1. Cor. 15, Vers 51 bis zu Ende.

Diese Schwester war ein getreues Glied in der Alt-amischen Gemeinde und ward gerührt von dem Schlag vor etlichen Jahren, daß ihr Gedächtnis nicht mehr so gut war. Dann aber etwa fünf oder sechs Monat zurück hatte sie einen zweiten Anfall, infolgedessen sie ganz hilflos ward bis der Herr sie aufgelöst hat von ihrem Elend.

Tod durch Unglück.

Unser Leben fährt schnell dahin, als flögen wir davon, Psl. 90, 10. So lautete die Ueberschrift der Einladeng zum Begräbnis des Schwagers Franz Funk, Mariawohl.

Allen Verwandten und Bekannten, auch

besonders den Geschwistern in Amerika, diene folgendes zur Nachricht.

Am 21. Juni abends kommt Funk vom Felde gefahren . Er saß auf dem hinteren Sitze der auf dem Transportwagen befindlichen Bindemaschine. Nun kommen Füllen harmlos herbeigelaufen und veranlaßen, daß Funks Pferde ein schnelleres Tempo annehmen und dann durch einen Hohlweg biegen. Nur immer mutig, ruft er dem Fuhrmann zu ,fällt aber selbst vom Stuhle, etwa 2 Faden weit, und — das Unglück war geschehen. Beim Versuche aufzustehen sieht er, daß der rechte Fuß entzwei ist und der Knochen oberm Fußgelenk etwa 1 Werschock hervorragt. Gleich darauf kommt ein Fuhrwerk mit einem Futtertrog herangefahren und hilft ihm. Er wird aufgeladen und nach Hause gefahren, ziemlich Blutspuren hinterlassend. Geduldig und ohne Klage hat er bis zum letzten Atemzuge ausgehalten. Er wurde gleich abends nach Lichtfelde gefahren und den andern Tag mittags zurecht gemacht.

Nach einer achttägigen Krankheit (zuletzt Krämpfe) wurde er in einem Alter von 57 J. 4 M. und 20 T. durch den Tod von unserer Seite genommen und, wie wir fest hoffen, in Gottes Reich der Herrlichkeit versetzt.

Die Leichenreden hielten: Einleitung Prediger Gerhard Dirks, Paulsheim und Aelt. D. Nickel, Großweide über Psl. 39, 5. Nach Versper sprachen noch die Prediger H. Reimer, Lichtfelde und Harder, Pordenau.

Seine Gattin mit ihren 6 Söhnen, der jüngste ist noch nur 3 Wochen alt, bedarf Trost und Stütze von oben. Bitte, ihrer vor dem Trone Gottes zu gedenken.

P. A.

Fortsetzung von Seite 9.

kostbarsten blinkenden Diamanten. Ich hätte überhaupt nicht geglaubt, daß so viele Edelsteine in der Welt seien, wie ich hier in diesen Räumen sah. Da waren Kronen, Szepter, Schwerter u. s. w. glänzend von Diamanten und blutrot schimmernden Rubinen. Ein türkischer Tronsessel, der für besonders kostbar galt, aus Gold, Perlmutter und Edelsteinen gefertigt, hatte vor seiner Bedachung, an einer goldenen Schnur hängend, einen sanftrot schimmernden Edelstein von der Größe eines kleinen Hühnereies. Die türkischen Wachen, die in jeder Ecke oder Nische standen, schienen uns scharf zu beobachten und die ihnen anvertrauten Schätzen zu bewachen. Ungezählte Millionen liegen hier brach und nützen eigentlich gar nichts. Nachdem wir noch die Juwelen des erst kürzlich von den Jungtürken vertriebenen Sultans Abdul Hamid gesehen hatten (hierunter wurden uns Geschenke des deutschen Kaisers gezeigt) verließen wir diese, solche enorme Schätze beherbergenden Räume. Die Kleider u. s. w. des großen Propheten Mohammed wurden uns nicht gezeigt, dieselben sind zu heilig für das Auge Ungläubiger. Nun wurden wir in den weißen Marmorpalast geführt, von dessen Pavillon man eine herrliche Aussicht auf den Hafen hat. Der Palast selbst ist inwendig schön, die Türen und Möbel sind mit Perlmutter und Silber ausgelegt. Besonders waren die Gemächer des Sultans reich dekoriert, und doch wurde mir etwas unheimlich zu Mute, als man mir die von Kugeln durchlöcherten Fensterscheiben und die Löcher in derWand zeigte. Diese bleiernen Bohnen waren für den ehemaligen Sultan Abdul Hamid bestimmt gewesen, hatten aber glücklicherweise ihr Ziel verfehlt. Dann kam das Museum für Altertümer. Besonders die Särge, tausende von Jahren alt, waren interessant, meistens aus Marmor gehauen und sehr groß, bis 6 Fuß breit, 12 Fuß lang und 6 Fuß hoch. An den Seiten und Enden waren Bilder eingraviert, die Schlachten, Jagdzüge u. s. w. darstellten, sowie Inschriften und Namen. Die meisten der Särge kamen vom Süden in Syrien. Dann waren alte Götzen, worunter besonders die (?) eines Jupiter auffallend war. Die Augen desselben bestanden aus zwei hellen Rubinen und diese gaben denselben ein sonderbar stechendes Aussehen. Nachdem wir das Museum verlassen hatten, wurden uns noch verschiedene andere Sehenswürdigkeiten gezeigt, darunter der Brunnen oder Fountain, der vom deutschen Kaiser bei seinem Besuch in der türkischen Hauptstadt dem Sultan zum Geschenk gemacht wurde. Besonders interessant ist es, zu sehen, wie die Mohammedaner beten. Sobald vom Minaret oben in schwindelnder Höhe der Ruf zum Gebet ertönt, geht in die Moscheen wer kann; wer zu weit davon entfernt ist, betet auf offener Straße. Viermal ruft der Ausrufer von jeder Seite des Minarets, und diese Rufe pflanzen sich von einem Minaret zum andern fort. Es wurde uns durch Leitbücher wie folgt übersetzt: „Gott ist groß". Die Zuhörer wiederholen dies . Dann: „Es ist kein Gott außer Gott" und zuletzt: „Kommt zum Gebet!" Hierauf sagten die Gläubigen: „Ich habe keine Kraft oder Stärke außer von Gott, hoch und erhaben." „Komme und sei gut," sagt der Ausrufer. „Was Gott will, geschehe," sagt der Zuhörer und begibt sich zum Gebet.

Das Geläute der Glocken, die zur Andacht rufen, ist verboten. Wie berichtet wird, war es bei den ersten mohammedanischen Versammlungen nicht so leicht, die Gläubigen zusammenzurufen, und es wurde vorgeschlagen, durch Glocken wie die Christen, oder durch Trompeten, so wie die Juden, zum Gebet einzuladen, aber Omar rief: Ist denn niemand unter euch, der zum Gebet rufen kann? Der Prophet beauftragte jemand damit, und seit jener Zeit wird von den hohen Minarets fünfmal am Tage zum Gebet gerufen.

Da wir nun für die nächste Zeit uns unter einem Volk bewegen sollten, wo die Glaubenslehre des Islam die Hauptlehre bildet, so war es für mich interessant, etwas über diese Lehre, sowie über die Entstehung derselben zu lernen. „Bädeckers" Reisehandbücher, die — ich will es hier gleich bemerken — für Reisende in der Türkei, Asien, sowie Egypten unentbehrlich sind, lehren darüber unter anderm folgendes: „Mahammed, der Gepriesene, stammte aus einer wenig beachteten Familie in Mekka. Sein Vater starb bald nach Mohammeds Geburt und seine Mutter in seinem sechsten Lebensjahre. Der Knabe wurde von seinem Großvater, und als dieser nach zwei Jahren starb, von seinem Onkel erzogen. In seinem 25. Lebensjahre machte er Handelsreisen . Um jene Zeit war im Leben der Araber eine Gährung eingetreten. Als Mohammed 40 Jahre alt war, erfaßte auch ihn das religiöse Bewußtsein, daß der Götzendienst eitel sei. Er glaubte fest, himmlische Offenbarungen zu haben. Einen Betrüger dürfte man ihn kaum nennen. Eine Traumerscheinung, die er auf dem Berge Hira, bei Mekka, hatte gab den ersten Anstoß. Mohammed fing an, mit glühender Begeisterung den Monotheismus (Verehrung e i n e s Gottes) zu verkündigen und vor den Höllenstrafen zu warnen. Die neue Lehre wurde Islam, das heißt Unterwürfigkeit unter Gott, genannt. Zuerst gewann er nur wenige Anhänger, und dieselben hatten von den Mekkanern viel zu erdulden. Daher wanderten viele nach Medina aus. In Medina machte die neue Religion bald große Fortschritte. Da seine erste Frau gestorben war, nahm Mohammed bald eine Reihe anderer Frauen, teilweise auch aus politischen Rücksichten. Von Medina aus suchte er die Mekkaner zu beunruhigen. Er gewann bald großen Einfluß auf die Beduinen, und es gelang ihm,

dieselben politisch zu einigen. Im Jahre 630 endlich eroberten die Muslinen Mekka. Die Götzenbilder wurden zerstört, aber die gewaltigen Anstrengungen der letzten 24 Jahre hatten Mohammeds Gesundheit untergraben, er starb am 8. Juli 632 in Medina und wurde daselbst begraben. Der Islam ist noch heute die am weitesten verbreitete Religion der Welt und seine Macht ist in stetem Fortschritt begriffen. Das Glaubensbekenntnis des Islams leutet: „Es ist kein Gott außer dem Gott (Allah), und Mohammed ist der Prophet des Gottes." Diese Formel enthält aber nur den wichtigsten Glaubenssatz. Eigentlich ist der Muslim dreierlei zu glauben verpflichtet: 1. Gott und die Engel, 2. die schriftlichen Offenbarungen und die Propheten, 3. Auferstehung, Gericht, ewiges Leben und Vorherbestimmung.

1. Gott und die Engel: Die Hervorhebung der Einheit Gottes war nichts neues. Gott ist nach muslimischer Lehre ein alle Vollkommenheit in sich vereinigender Geist. Auf die Weltschöpfung wurde das größte Gewicht gelegt [Gott spricht: Es sei, so wird es). Die Erzählung der Schöpfung nach dem Koran ist der Bibel entnommen, mit verschiedenen Beimischungen aus anderen Quellen. Zuerst schuf Gott seinen Tron. Unter diesem befand sich Wasser. Darauf setzte sich der Erdstoff ab. Um diesen festzuhalten, schuf Gott die Engel. In Verbindung mit der Schöpfung des Firmaments steht die der Dämonen (Mittelwesen zwischen Menschen und Engeln). Noch heute ist der Glaube an dieselben weit verbreitet. Als die Dämonen übermütig wurden, erhielt ein Engel den Befehl, sie zuvertreiben. Nun erst wurde Adam geschaffen und zwar am Abend des sechsten Wochentages, daher die Muslimen den Freitag statt des Sabbaths feiern. Auf die Schöpfung Adams folgte der Fall jenes Engels, des Besiegers der Dämonen. Weil er sich vor Adam nicht niederwerfen wollte, wurde er verstoßen und hieß von nun an Teufel. Der Sündenfall wurde mit Mekka in Verbindung gesetzt. Dort fand Adam die Eva wieder. In Mekka wird das Grab der Eva noch heute gezeigt. Adem gilt als der erste rechtgläubige Muslim. Deren Gott sorgte von Anfang an für Offenbarung. Außer der schöpferischen Tätigkeit Gottes wird auch die erhaltende betont, als stete Einwirkung Gottes auf die Welt. Seine Werkzeuge dabei sind die Engel. Sie tragen Gottes Tron und richten seine Befehle aus. Sie sind aber auch Vermittler zwischen Gott und Menschen und begleiten den letztern stets. Der Reisende, welcher einen Muslim beten sieht (dies geschieht nach dem Vorbild der Engel im Himmel), bemerkt, daß er am Schlusse des Gebets sein Gesicht zuerst über die rechte, dann über die linke Schulter wendet. Damit begrüßt er die Engel, die jedem Gläubigen zur Seite stehen. Der zur Rechten schreibt die guten, der zur Linken die bösen Handlungen auf. Ebenso bemerkt man auf muslimischen Friedhöfen die beiden Denksteine, die sich auf jedem Grabe befinden. Neben diesen sitzen, sobald der Tote begraben ist, die beiden Frageengel und halten das Examen mit dem Gläubigen ab. Deswegen wiederholt der Führer des Leichenbegängnisses bei der Beerdigung fortwährend das Glaubensbekenntnis, damit der Tote es nicht vergesse. Neben den Legionen guter Engel gibt es auch Genossen des Satans, die den Menschen zum Bösen verleiten.

Fortsetzung folgt.

Die verhängnisvolle Wahl.

1.

Es war im Sommer des Jahres 187—. Die Sonne warf ihre letzte Strahlen auf die schwarzen bestaubten Dächer der industriereichen Stadt B.; ich kehrte gerade von einem kurzen Spaziergang nach meiner Wohnung zurück, als mir in der Thür derselben jemand mit der dringenden Bitte entgegentrat, eine sterbende Frau, die in einer der Vorstädte wohne, zu besuchen.

„Sie liegt im Sterben, und doch fürchtet sie sich vor dem Tode," waren Worte, die mich keinen Augenblick zögern ließen, dem Wunsche der Kranken nachzukommen. Ich hatte durch die Gnade Gottes kennen gelernt, von welch unendlichem Werte eine einzige unsterbliche Seele ist; und ich wußte zu gleicher Zeit, daß ich in dem Besitze eines Geheimnisses war, welches die Furcht vor dem Tode in einen Triumphgesang verwandeln kann. Ich kannte Jesum, der durch seinen Tod und seine Auferstehung dem Tode seinen Stachel und dem Hades seinen Sieg genommen, und der für einen jeden Gläubigen die dunklen Pforten des Grabes zu einem gebahnten Wege in die unaussprechliche Freude des Himmels gemacht hat. Mit dem innigen Verlangen, einem bedürftigen Sünder von diesem Jesus erzählen zu können, wandte ich mich schnellen Schrittes dem Teile der Stadt zu, wo die Sterbende wohnen sollte. Die Person, welche mir die Botschaft gebracht hatte, eine noch jugendliche Frau, diente mir als Führerin.

Nach einer längeren Wanderung gelangten wir in eines der ärmsten, schmutzigsten Viertel der Stadt. Meine Führerin schien hier genau bekannt zu sein. Mit raschen, sichern Schritten durcheilte sie eine Reihe von engen, schmalen Gäßchen. Plötzlich stand sie vor einem verfallenen, finster aussehenden Gebäude stille. „Wir sind am Ziel," sagte sie; „Frau L. wohnt im dritten Stockwerk, in dem Zimmer, das gleich rechts an der Treppe liegt. Sie können eintreten, ohne erst anzuklopfen. Die Kranke erwartet Sie."

Ich erstieg die kleine Treppe vor dem Hause und trat in das Innere. Eine dumpfe, feuchte Luft wehte mir in dem Hausgange entgegen. Ich befand mich in einem jener großen Mietshäuser, deren zahlreiche Zimmer und Zimmerchen an ebenso viele Familien vermietet werden, und wo gewöhnlich Armut, Elend, Schmutz und Sünde ihre Wohnstätte aufgeschlegen haben. Auf der Treppe begegneten mir einige Frauen mit bleichen, abgehärmten Gesichtszügen. Auf den dunklen Fluren trieb eine Schar schmutziger, halbnackter Kinder ihr lärmendes Spiel. Beinahe wäre ich unverrichteter Sache wieder umgekehrt; allein der Gedanke, daß der Herr Jesus gerade deshalb die himmlische Herrlichkeit verlassen und Sein kostbares Blut vergossen habe, um solche arme, verkommene Geschöpfe, wie sie mir hier entgegentraten, zu erretten und selig zu machen, gab mir Kraft und Freudigkeit, die steilen Treppen vollends hinaufzusteigen.

Als ich in das Zimmer der Sterbenden trat, bot sich meinen Augen ein bejammernswerter Anblick. Gerade der Thür gegenüber ruhte auf einem elenden, niedrigen Lager die abgezehrte Gestalt eines jungen Weibes. Auf dem Boden des kleinen Raumes, der nur die allernotwendigsten Möbel barg, spielten zwei kleine zerlumpte Kinder mit dem Deckel einer alten Schachtel. An der Seite der Mutter lag noch ein ganz junges Wesen, ein schwach und kränklich aussehender Säugling, der von Zeit zu Zeit leise, wimmernde Klagelaute ausstieß; der arme Kleine schien zum Schreien nicht mehr Kraft genug zu besitzen; er konnte nur noch in leisen Tönen seinen Leiden Ausdruck geben. Dieser Anblick schnitt mir durch's Herz.

Ich schritt auf das Bett zu und ließ mich an der Seite der Kranken, die in der That nur noch Augenblicke zu leben zu haben schien, nieder. Ach! sie ging dem Tode entgegen ohne Jesum, ohne durch den Glauben an das kostbare Werk Christi die Gewißheit ihrer Annahme und Errettung

gefunden zu haben. Sie hieß mich in aufgeregter Weise willkommen. Ich nahm sogleich meine Bibel zur Hand und las ihr vor, wie Jesus auf diese Erde herniedergekommen sei und gerade für solche Geschöpfe, wie sie, gelitten und Sein Blut vergossen habe. Sie lauschte aufmerksam auf meine Worte und bat mich dann, für sie zu beten. Ich willfahrte ihrem Wunsche und flehte ernstlich zum Herrn, daß er ihr Glauben und Vertrauen auf Sein Werk schenken möchte.

Allein die Schilderung der Liebe Jesu und dessen, was er für arme, schuldige Sünder gethan hat, schien nur wenig Eindruck auf sei zu machen. Sie war bange vor dem Tode, außerordentlich bange. Sie wünschte Sicherheit zu haben, daß sie nicht zur Hölle gehe; aber das war auch alles. Während unsers Gesprächs waren einige ihrer Nachbarinnen ins Zimmer getreten und hatten sich um ihr Bett versammelt. Auch sie lauschten auf meine Worte, als ich ihr jetzt noch einmal vorstellte, wie Gott dem Sünder aus freier unverdienter Gnade und Liebe Errettung und ewiges Leben anbiete, wie er so bereit sei, ja, wie er es sehnlich wünsche, auch sie zu erretten. Sie war bewegt, ja, sie schien wie der König Agrippas (siehe Apostelgesch. 26, 28.) „beinahe überredet" zu sein. Wieder und wieder bat ich sie, doch nicht länger aufzuschieben, sondern in diesem Augenblick Jesum und die ihr in ihm angebotene Gnade anzunehmen und sich noch an diesem Abende durch ihn erretten zu lassen. Allein sie ging über dieses „beinahe überredet" nicht hinaus. Sie weinte, sie betete, sie tat alles, was sie konnte, aber das eine unterließ sie — Christum anzunehmen. Endlich verließ ich sie mit dem Versprechen, am folgenden Morgen zurückzukehren. Auf dem Heimwege bat ich Gott, daß er ihr doch die Augen öffnen und ihr zeigen möge, was sie am Rande des Grabes und auf der Schwelle einer endlosen Ewigkeit hindere, Jesum in einfältigem Glauben anzunehmen und auf Sein Werk zu vertrauen.

Am nächsten Morgen wiederholte ich meinen Besuch und las der Kranken mehrere Teile aus dem Worte Gottes vor, die mir für ihren Zustand zu passen schienen. Am Abende ebenfalls. Frau L. hörte ebenso aufmerksam zu wie am vorhergehenden Tage; sei war beinahe überredet, aber es kam zu einer Entscheidung. Wohl betrachtete sie Jesum als Heiland, aber er war nicht ihr Heiland. Einige Male schien sie der Entscheidung ganz nahe zu sein; nur noch ein Raum von der Breite eines Haares schien sich zwischen ihr und dem ewigen Leben zu befinden. Aber immer wieder zögerte sie, sich völlig dem Herrn zu übergeben. Trotzdem der Tod in unmittelbarer Nähe vor ihr stand, vermochte sie nicht den letzten entscheidenden Schritt zu tun. Tiefe Besorgnis und Angst um ihre unsterbliche Seele bemächtigten sich meiner.

So gingen mehrere Tage dahin. Frau L. schwankte innerlich und äußerlich zwischen Tod und Leben. Ihr Interesse an dem Worte Gottes, ihr Bedürfnis zum Gebet blieben unverändert dasselbe, aber es schien mir, als wollte sie ihre Entscheidung für Christum bis auf den letzten Augenblick aufschieben. Wohl schien sie um das Heil ihrer Seele tief bekümmert zu sein; allein sie blieb, obwohl die Zufluchtsstätte sich in ihrer nächsten Nähe befand, immer wieder zaudernd auf dem Wege dahin stehen. Sie befand sich so zu sagen im Bereiche der Errettung, aber sie war nicht errettet.

Unerwartet trat eines Tages ein Wechsel in dem Befinden der Kranken ein. Die Fieber ließen nach, und sie erholte sich zusehends. Doch in demselben Maße, wie ihre Kräfte zunahmen, schwand auch ihr Interesse für die göttlichen Dinge. Einige Tage später gab der Arzt etwas Hoffnung für ihre Wiederherstellung. Er erlaubte ihr sogar, des Abends einige Stunden aufzustehen und den Besuch ihrer Nachbarinnen zu empfangen. Ach! meine Besuche, die sie anfänglich so freudig begrüßt hatte, schienen ihr allmählich unwillkommen und lästig zu werden. Mit dem Gedanken an eine Verlängerung ihres irdischen Lebens schien der Wunsch, das ewige Leben zu besitzen, mehr und mehr zu schwinden. Sie hatte nur im Falle ihres Todes ein Bedürfnis für Christum. Sie fürchtete sich, ohne Ihn zu sterben; aber wenn sie noch länger leben sollte, so wollte sie das lieber ohne ihn tun. Sie war nur halb überredet, eine Christin zu werden.

2.

Ungefähr 14 Tage nach meinem ersten Besuche waren alle Anzeichen vorhanden, daß Frau L. bald wieder völlig von ihrer Krankheit hergestellt sein würde. Zugleich aber schien auch jedes wirkliche Bedürfnis nach Errettung ihrer Seele verschwunden zu sein. Wohl zeigte sie eine herzliche Dankbarkeit mir gegenüber, da ich allein es gewesen war, der sie in den Tagen ihrer größten Not besucht hatte; allein sie horchte nur noch mit halber Aufmerksamkeit, wenn ich ihr etwas aus dem Worte Gottes vorlas, oder ihr von der Liebe Jesu und Seinem vollkommenen Werke erzählte. Ihr Herz war schon wieder mit ganz andern Dingen erfüllt.

Eines Morgens ging ich wie gewöhnlich zu ihr. Ich fühlte mehr wie je den dringenden Wunsch in mir, ihr noch einmal die Gefährlichkeit ihrer Lage vorzustellen und sie ernstlich zu bitten, doch heute zu Jesus zu eilen. Ich fand sie schon angekleidet. Es war seit langer Zeit das erste Mal, daß sie so früh wieder das Bett verlassen konnte. Ihr Herz war daher mit Freude erfüllt; allein kein Gedanke war in ihr aufgestiegen, dem Herrn für seine große Güte zu danken. Mehrere ihrer Nachbarinnen, junge Frauen wie sie selbst, waren bei ihr; bei meinem Eintreten schien eine Sache von hohem Interesse der Gegenstand des Gesprächs gewesen sein. Ich erfuhr bald, um was es sich handelte. Im Laufe der nächsten Woche sollte in der Nähe ein Jahrmarkt abgehalten werden, und Frau L. war voll von dem Gedanken, auch dahin gehen zu können. Ihre Freundinnen boten alles auf, in ihr die Ueberzeugung zu wecken, daß sie bis dahin wieder wohl genug sein würde.

Mit tiefem Schmerz bemerkte ich den Eindruck, den ihre Worte auf die Kranke machten. Nach einer längeren Pause richtete ich in ernstem Tone die Frage an sie:

„Wollen Sie Christum aufgeben um eines Jahrmarktes willen?"

„Ich befinde mich doch wieder auf der Besserung," war ihre Antwort. „Ich sterbe jetzt noch nicht, und ich habe auch nicht gesagt, daß ich nicht später einmal eine Christin werden wolle."

Die Welt und ihre Freuden hatten jeden Gedanken an Christum völlig verdrängt. Man hätte nicht glauben sollen, daß die Welt so viel Anziehungskraft auf sie hätte ausüben können, wenn man das elende, dunkle Zimmer, die schmutzigen, halbnackten Kinder und die Armut ansah, die aus allen Winkeln hervorleuchtete. Doch selbst in diesem Gewande hatte sie noch Verführerisches genug, um ihr Herz gegen den Heiland zu verschließen und Christum ganz zu verdrängen. Vielleicht werden sich manche meiner Leser, die auch noch nicht zu Jesu gekommen sind, hierüber verwundern und sagen: „Ja, wenn ich in einer solchen Lage wäre wie jene Frau, so würde ich ganz gewiß zu Jesus eilen. Aber ich bin noch jung, gesund und kräftig; mir stehen alle die Freuden und Vergnügungen der Welt noch offen. Werde ich einmal krank, oder komme ich in Verhältnisse, welche mir nicht mehr gestatten, die Welt zu genießen, dann, ja dann will ich mich

auch zu Jesu wenden." Ach! meine liebe Freunde, wenn ihr so denkt, so laßt euch bitten, einen Augenblick stille zu stehen und eure Welt — so wie sie sich euch darbietet — auf den Wagschalen der Ewigkeit abzuwägen; und dann sagt mir: Trefft ihr eine weisere Wahl als jene arme Frau? Ist es nicht, wenn ihr selbst alles besäßet, was die Welt bieten kann, eine höchst erbärmliche und verhängnisvolle Wahl?

Frau L. erwählte es, Christum aufzugeben für „den Jahrmarkt in der nächsten Woche", und Satan betrog sie selbst um diese elende, armselige Freude, welche er ihr versprach. Noch einmal erinnerte ich sie daran, daß sie auf der Schwelle der Ewigkeit stände und dies die letzte Gelegenheit für sie sein möchte, von Jesu und Seiner Liebe zu hören; ich warnte sie mit ernsten Worten, doch nicht um einer solch erbärmlichen Sache willen ihr Seelenheil zu verscherzen. Allein ihr ganzes Herz war bereits mit dem Gedanken an die zu erwartenden Freuden des Jahrmarktes erfüllt ,und meine Worte blieben daher ohne allen Eindruck. Ach! Satans List war, wie bei so vielen Tausenden, so auch bei dieser armen Frau gelungen. „Gehe erst noch zu dem Jahrmarkt," flüsterte er ihr ins Ohr, „genieße erst noch diese Welt ein wenig, und dann kannst Du ja, wenn du Willst, eine Christin werden." Und sie ließ dieser verführerischen Stimme nur zu bereitwillig Gehör. — Alle meine Bitten blieben wirkungslos.

Mit schwerem Herzen erhob ich mich, um mich zu verabschieden. Jedoch rief ich ihr, ehe ich das Zimmer verließ, noch einmal die beiden Schriftstellen ins Gedächtnis zurück: „Siehe, jetzt ist die annehmliche Zeit; siehe, jetzt ist der Tag des Heils," (2. Kor. 6, 2.) und: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!" (Gal. 6, 7.) Einen Moment schien sie zu schwanken, allein in diesem Augenblick erschallte das spöttische Lachen einer der Nachbarinnen, und — ihr Entschluß war gefaßt. „Ich will ein anderes Mal über diese Dinge nachdenken," sagte sie, „nur heute nicht."

Indem ich mich zu den umstehenden Weibern wandte, bemerkte ich: Gott wolle geben, daß Sie nie zu fühlen haben möchten, was es heißt, einer Seele zu ewigem Verderben geholfen zu haben!" Mit diesen Worten verließ ich das Zimmer. Ein lautes Gelächter folgte mir; es klang in meinen Ohren wie das Hohngelächter Satans.

Es war des Morgens gegen elf Uhr, als ich das Haus der Frau L. verließ. Als ich am Nachmittage zwischen drei und vier Uhr von einem Ausgange heimkehrte, immer in meinen Gedanken mit der armen, unglücklichen Kranken beschäftigt, hörte ich plötzlich die Frage an mich richten: „Waren Sie heute schon bei Frau L.?

Es war der Doktor, der mich erwartet hatte und diese unerwartete Frage an mich stellte. Seine Mienen waren sehr ernst.

„Ja, Herr Doktor," erwiderte ich. „Ich denke, sie wird bald wieder ganz hergestellt sein."

„Sie liegt im Sterben," war seine Antwort.

„Im Sterben?" fragte ich, höchst erschreckt: „Aber, Herr Doktor, das ist ja unmöglich. Sie schien heute Morgen noch so wohl zu sein."

Der Doktor war ein Mann von wenigen Worten. Seine einzige Erklärung war: Heftiger Rückfall! Sie hat höchstens noch eine Stunde zu leben." Und schon eilte er davon; nach einigen Augenblicken kehrte er jedoch wieder zurück und rief mir zu: „Vielleicht weiß sie es noch nicht. Wenn Sie ihr noch irgendwie von Nutzen sein wollen, so eilen Sie!"

Es bedurfte keiner weiteren Aufforderung. Zitternd vor Aufregung befand ich mich bald vor der wohlbekannten Türe. Als ich eintrat, fuhr ich entsetzt zurück. Frau L. lag auf demselben Bett, von welchem aus sie so oft auf das Wort Gottes gelauscht hatte; aber wie völlig war sie verändert! Ihre Züge gaben Zeugnis von der größten Verzweiflung und Seelenangst; ihre Augen hefteten sich mit einem starren, erschreckenden Ausdruck auf mich, als ich mich ihrem Bette näherte, und mit den Händen focht sie wild in der Luft umher, als wolle sie jemanden von sich abwehren. Dabei schrie sie unaufhörlich mit markdurchdringender Stimme: „Schon im Feuer! — Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! — Zu spät! zu spät!"

Es war eine entsetzliche Scene. Nie wird sie aus meinem Gedächtnis schwinden. Dieselben jungen Weiber, welche am Morgen durch ihr spöttisches Gelächter jeden Eindruck, den das Wort Gottes auf das Herz der unglücklichen Kranken gemacht, wieder verwischt hatten, waren auch jetzt zugegen und standen wie versteinert um die Sterbende her. Völlig überwältigt sank ich auf meine Kniee nieder und flehte zum Herrn, daß Er doch jetzt noch in der zwölften Stunde den Blick der Unglücklichen nach Golgatha lenken möchte. Meine Worte wurden unterbrochen durch einen Aufschrei, so durchdringend, so erschütternd, daß das Blut in meinen Adern erstarrte. Entsetzt richtete ich meine Blicke auf die Kranke. Ihr Antlitz bot jetzt das Bild der wildesten Verzweiflung. Noch einmal öffneten sich die bleichen Lippen, noch einmal ertönten die schrecklichen Worte: „Zu spät! zu spät!" Dann folgte ein kurzes, schweres Ringen, und — Frau L. war nicht mehr.

Eine Totenstille erfüllte das kleine Gemach. Die Weiber drängten sich zitternd zusammen, und eine Zeitlang wagte es niemand, sich der Toten zu nähern und ihr die Augen zuzudrücken. Jene letzten Worte „zu spät! zu spät!" klangen noch in aller Ohren nach, wie eine Stimme aus einer andern Welt. Noch vor wenigen Stunden hatten diese Lippen, die jetzt auf ewig erkaltet und verstummt waren, gesagt: „Ich will ein anderes Mal über diese Dinge nachdenken, nur heute nicht," und er, der „die Macht des Todes hat, das ist der Teufel," hatte Sorge getragen, daß dieser andere Tag nie kommen sollte.

Es war ein Augenblick des feierlichsten Ernstes. Lange Zeit wurde das Schweigen durch keinen Laut unterbrochen. Wir waren alle zu tief erschüttert. Endlich ermannte ich mich und begann in Gegenwart der Gestorbenen, — dieser schrecklichen Zeugin von der traurigen, verhängnisvollen Torheit, die Errettung aufzuschieben, — noch einmal mit den Augenzeugen dieser Sterbescene über Jesum und Seine Bereitwilligkeit, jeden Augenblick den verlornen Sünder anzunehmen, zu reden. Ich erinnerte sie daran, daß nur die gegenwärtige Minute ihnen gehöre, und daß es in der nächsten schon für sie zu spät sein könne. Ich wies sie hin auf die Tote, die auch beabsichtigt hatte, eines Tages eine Christin zu werden. Sie hatte nicht im Entferntesten daran gedacht, unbekehrt zu sterben; sie hätte nur noch etwas länger ohne Christum leben wollen. Sie hatte selbst einen Anfang gemacht, um zu Jesu zu gehen. Und jetzt? Ach! wohin war ihre arme Seele gegangen?

Meine Zuhörerinnen waren tief bewegt; und als ich jetzt niederkniete und alle dem Herrn und Seiner Gnade anempfahl, rang sich mancher tiefe Seufzer aus ihrer Brust empor. Ich hoffe zu Gott, daß dieses Sterbebett für sie nicht vergeblich sein wird, sondern daß es eine Frucht hervorgebracht hat, die der kommende Tag offenbar machen wird.

Elberfeld. C. Brockhaus, Baustraße 52.

Ein Merkwürdiges Ereigniß beim Untergang der „Titanic".

Die „Titanic"-Katastrophe spielte bei einer Verhandlung, die im August 1912 vor einem New Yorker Gericht stattfand, eine eigenartige Rolle. Selten dürfte ein

Wiederaufnahmeverfahren auf Grund so sensationeller neuer Tatsachen erfolgt sein wie im Falle Westport.

William Westport war bis zum Jahre 1904 zweiter Kassirer des BankhausesLenepp & Co. in New York. Am 2. März 1904 verschwanden aus dem Tresor dieser Firma, die zumeist kleinere Geschäftsleute als Kunden hatte, $43,000 in Banknoten. Der Verdacht fiel sofort auf den zweiten Kassirer, der zuerst morgens ins Geschäft gekommen war und es bald darauf wieder verlassen hatte, um, wie er nachher vor Gericht erklärte einen privaten Eilbrief vom nächsten Postamt aus bestellen zu lassen. Bei der nachfolgenden Untersuchung ergab sich allerdings die Richtigkeit dieser Behauptung, trotzdem waren die Geschworenen aber der Meinung daß Westport den Weg nach der Post gleichzeitig dazu benutzt habe, seinen Raub irgendwo in der Nähe in Sicherheit zu bringen . Und so sehr er auch seine Unschuld betheuerte, verurtheilte man ihn lediglich auf Grund eines Indizienbeweises zu fünf Jahren Kerker. Die gestohlene Summe wurde jedoch trotz der eifrigsten Nachforschungen nicht wieder aufgefunden.

Einer der Zeugen in diesem Prozeß, der vielleicht am günstigsten über Westports Charakter ausgesagt hatte, war MacAllan, der erste Kassirer von Lenepp & Co. Als Westport dann nach Verbüßung der Strafe im Herbst 1910 entlassen wurde, war Allan es wieder, dem alten Bekannten das nöthige Geld vorstreckte, damit dieser sich drüben in England eine neue Existenz gründen könne. Doch Westports Lebensmuth hatte die jahrelange Gefängnißhaft so vollständig gelähmt, daß er in London immer tiefer sank und schließlich auf Ersuchen der englischen Behörden von dem amerikanischen Consulat wieder nach Amerika abgeschoben werden mußte. Als Zwischendeckspassagier trat er auf der „Titanic" die Rückreise an, ohne zu ahnen, daß sich unter den Kajütenpassagieren des Riesendampfers auch jener Mac Allan befand, der ihm gerade in seiner schwersten Zeit so treu zur Seite gestanden und von dem er seither nichts mehr gehört hatte.

Als nach dem Anprall der „Titanic" gegen den Eisberg sich jene furchtbaren Scenen am Deck des sinkenden Kolosses abspielten, gelang es Westport, sich an einem Tau in einem der schon überfüllten Kutter hinabzulassen, obwohl man ihn durch unsanfte Stöße und Schläge mit den Rudern daran zu hindern suchte. Schließlich fand er doch noch ein Plätzchen, und gleich darauf machte sich das Boot auch von dem Schiffe los.

Da im letzten Augenblick, schwang sich noch ein Mann an demselben Tau, das der glücklich geborgene Westport vorher benutzt hatte, über die Reling des bereits ganz schief liegenden Dampfers, Als er merkte, daß der Kutter eben abstoßen wollte, ließ er verzweifelt das Tau fahren und stürzte so aus 27 Fuß Höhe mitten zwischen die dichtgedrängt sitzenden Bootsinsassen, wobei er auf den Kopf eines jungen Mädchens so hart aufprallte, daß er dieses nicht ungefährlich verletzte und sich selbst mehrere Rippen eindrückte. Nur auf Bitten der übrigen Frauen behielt man den halb ohnmächtigen und vor Schmerzen laut stöhnenden Menschen ebenfalls in dem Rettungsboot.

Wie der „New York Herald", der über diesen dramatischen Kriminalfall eingehend berichtete, erkannte Westport dann bei Tagesanbruch in dem bereits mit dem Tode ringenden Manne seinen früheren Freund Mac Allan wieder und nahm sich nun seiner an, so gut er unter den schwierigen Verhältnissen vermochte. Allan, dessen Lunge offenbar schwer beschädigt war, da bei ihm stets erneute Blutstürze erfolgten, lag, von Fieberschauern geschüttelt, auf dem Boden des Bootes ausgestreckt und schaute unverwandt mit schon halb umflortem Gesicht in das von all den Schicksalsschlägen früh gealterte und abgehärmte Gesicht Westports, der neben ihm kauerte und ihm immer wieder etwas mit Branntwein vermischtes Wasser einzuflößen suchte.

Da, als eben die Sonne über dem Horizont auftauchte, richtete der Sterbende sich mit einem Ruck auf. Große Schweißperlen standen auf seiner Stirn, und seine Züge verzerrte der Beginn des Todeskampfes in schrecklichster Weise. Und doch besaß er noch die Energie, den Führer des Bootes, den Ingenieur Webster, herbeizuwinken und vernehmlich genug für diesen und die in der Nähe befindlichen Personen mit brechender Stimme ein erschütterndes Beständnis abzulegen, indem er sich als den wahren Täter jenes Diebstahls bei der Firma Lennepp & Co. bekannte und zugleich den schmählich verratenen Freund flehentlich um Verzeihung bat. Darnach verlor er das Bewußtsein und starb wenige Minuten später, nachdem er auf diese Weise sein Gewissen entlastet hatte.

Die Schiffbrüchigen wurden noch an demselben Tage von dem Dampfer „Canadian" aufgenommen und nach New York gebracht . Hier beschwor Ingenieur Webster und vier weitere Männer den Inhalt des Geständnisses Mac Allans, der seit drei Jahren ein selbständiges Bankgeschäft in New York betrieb, woraufhin von Amtswegen in dem Prozeß gegen William Westport das Wiederaufnahmeverfahren eingeleitet wurde, das denn auch mit der Kassirung des ersten Urteils und der völligen Freisprechung Westports endete. Dieser, von Pennepp & Co. als Kassierer wieder eingestellt, erhielt außerdem vom Staate einen Entschädigung von 40,000 Dollars für die unschuldig verbüßte Kerkerstrafe zugebilligt und dürfte wohl der einzige der Ueberlebenden der „Titanic"-Katastrophe sein, der sich dankbar daran erinnert, daß er gerade auf dieses Schiff geraten war.

— Evang. Zeitschrift.

Gegen die Getreidewanze (Chinch Bug).

„Wenigstens 24 Counties im westlichen und zentralen Teile des Staates Illinois werden aller Voraussichtlichkeit nach in diesem Jahre den verheerenden Angriffen durch die Gereidewanze, hierzulande viel besser als „Chinch Bug" bekannt, ausgesetzt sein." So erklärt Herr Steven A. Forbes, der Staatsentomologe von Illinois. Und dasselbe trifft zweifellos für viele andere Gegenden in unserem großen

Lande zu. Unsere Farmer haben alle Ursache, diese Warnung zu beachten, auch diejenigen, welche nicht gerade im westlichen Teil des Staates Illinois wohnen. Denn der Schaden, welcher alljährlich unseren Getreide bauenden Farmern durch dieses unangenehme Insekt zugefügt wird, ist außerordentlich beträchtlich.

Nun ist erfreulicherweise die Gefahr allerdings schon durch das nasse Frühjahr erheblich herabgesetzt worden, wie, umgekehrt, ein trockenes Frühjahr sie ganz beträchtlich erhöht haben würde. Dennoch aber heißt es, auf der Hut zu sein. Professor Forbes hat bereits einen umfassenden Plan zur Bekämpfung des Schädlings auch unter den in diesem Jahre herrschenden Verhältnissen ausgearbeitet, und jeder Farmer sollte nach besten Kräften das Seinige dazu beitragen, diesen Plan in durchschlagender Weise zu verwirklichen.

„Die im letzten Jahre gemachte Erfahrung", so erklärt Prof. Forbes, „hat insbesondere die Annahme bestätigt, daß die Zeit der Weizenernte die geeignetste ist, der Getreidewanze den Untergang zu bereiten." — Wie dem nun auch sein mag, Tatsache ist jedenfalls, daß jeder Farmer sein Maisfeld, das sich an einem Weizenfelde entlang erstreckt, ohne große Schwierigkeit absolut gegen die Angriffe durch die Getreidewanze schützen kann. Zu dem Zwecke hat er nur notwendig, um das Maisfeld herum einen Streifen ungereinigtes Kreosot (Crude Creosote), Straßenöl (Road Oil) oder Karbolsäure (Crude Carbolic Acid) zu schütten, diesen Streifen in Zwischenräumen von 1 — 3 Tagen, je nach Bedürfnis, durch Nachschütten zu erneuern und die Getreidewanze durch Löcher, wie sie zum Setzen von Einfriedigungspfählen gemacht werden, in diesem Streifen zu fangen. Die Getreidewanzen werden nämlich nicht über den mit dem Chemikal gezogenen Schutzstreifen hinwegwandern, sondern an den Stellen, wo die Löcher ausgehoben sind, durchzukriechen versuchen, wobei sie sich zu Tausenden und Millionen in diesen Löchern fangen lassen und dort leicht vernichtet werden können.

Es ist bereits praktisch erwiesen worden, daß jeder Farmer, der ein mit der Getreidewanze verseuchtes Feld hat, das Ungeziefer von diesem Felde vernichten kann, indem er den Acker mit einem Schutz- und Fangstreifen der beschriebenen Art umgibt. Notwendigkeit ist dabei, daß er den Schutz- und Fangstreifen wenigstens für eine Zeit von 15 bis 20 Tagen vollständig intakt und wirksam erhält. Daher ist auch die weitere Annahme gerechtfertigt, daß durch gemeinsames Vorgehen aller Farmer einer Gemeinde oder eines Bezirkes in dieser Weise in den einzelnen Gemeinden und Bezirken die Getreidewanzenplage vollständig unter Kontrolle gebracht werden kann. Denn die erste Generation des Schädlings würde durch eine solche Maßnahme derartig reduziert werden, daß auch von der zweiten Generation nur geringer Schaden mehr würde angerichtet werden können. Je mehr und zahlreicher sich deshalb die Farmer in einer Gemeinde oder in einem Bezirke schon zeitig im Sommer zu einem derartigen Handeln entschließen und zusammentun, um so besser werden sie sich einzeln und alle zusammen schützen, und um so geringeren Schaden werden sie am Mais und an später reifenden Feldfrüchten durch die Getreidewanze erleiden.

Namentlich die in den einzelnen Counties angestellten Wanderlehrer für Landwirtschaft, die sog. „County Agents", sollten hier ein weites Feld dankbarer Tätigkeit finden. In der entomologischen Abteilung der landwirtschaftlichen Versuchsstation von Illinois rüstet man sich auch schon zu einer energischen und umfassenden Kampfe gegen die Getreidewanze in der beschriebenen Weise, und es steht zu hoffen, daß es der vereinten Arbeit und Anstrengung aller beteiligten Kreise hier, wie auch in anderen Staaten gelingen wird, den seit einer Reihe von Jahren den Farmern durch die Getreidewanze alljährlich zugefügten beträchtlichen Schaden heuer auf ein Minimum zu reduzieren.

D. Farmer.

Erzählung.

Der Jesuit.

Von

Felicia Butz Clark.

Fortsetzung.

22.

Obwohl Kardinal Veroni sein neues Amt erst kurz an einem bestimmten Maimorgen angetreten hatte, so war er sich doch der Würde seiner hohen Stellung, die er nun einnahm, voll bewußt. Da er noch nicht die entsprechenden Räumlichkeiten bezogen hatte, wie sie einem Kirchenfürsten zukamen, so lebte er noch in seiner alten Wohnung. Dem Publikum bleibt es nicht lange verborgen, wenn ein Priester den Kardinalshut empfangen hat. Kardinal Veroni empfing viele Besucher, und viele neue Geschäfte gab es für ihn zu bewältigen. Der neue Kardinal machte bald die Entdeckung, daß eine Menge Leute ihn besuchten oder mit ihm bekannt zu werden wünschten, um gewisse Vergünstigungen am päpstlichen Hofe zu erlangen. Im kleinen Vorzimmer weilten bereits zehn Personen, als der junge Mann eintrat, der ihm als Sekretär diente. Jeder Besuch betrat das Empfangszimmer in der Ordnung, wie er gekommen war. Der zehnte und letzte war ein junger Mann, der mit sichtbarer Ungeduld den Augenblick erwartete, bis er an die Reihe kam. „Haben Sie nicht Seiner Eminenz mitgeteilt, daß ich einen Brief von Kardinal Perotti an ihn zu überbringen habe?“ frug er scharf den Sekretär.

„Gewiß,“ erwiderte dieser, „aber Se. Eminenz sagte, daß es ihm leid tue, Sie warten lassen zu müssen, doch sei er gezwungen, die Personen zuerst zu empfangen, die vor Ihnen eingetreten sind.“

Enrico biß sich auf die Lippen. Pater Veroni hätte es kaum für angebracht gehalten, ihn so abzuspeisen. Die Sachen lagen jetzt anders, er war Kardinal geworden.

Es schien ihm, als ob der Mann mit der Stellung in der Kirche auch seine Natur geändert hätte.

Er war würdevoller, kälter, reservierter in seinem Betragen. Den Sekretär seines Kollegen empfing er nicht mit allzugroßer Herzlichkeit. Pater Veroni fühlte nie eine Zuneigung zu Signor Gardi. Er hielt diesen für einen anmaßenden, eingebildeten jungen Mann und konnte nicht verstehen, wie Kardinal Perotti ihn in seinen Diensten behalten konnte. Es war ja unbezahlbar, einen Sekretär zu haben, der treu, gehorsam und verschwiegen war, dem volles Vertrauen geschenkt werden konnte ,aber Kardinal Veroni war davon überzeugt, daß Gardi nur in seinem eigenen Interesse arbeitete. Nicht nur gingen ihm die wertvollsten Eigenschaften ab, er war auch entschieden in viel zu viel eingeweiht und lauschte mit zu großer Neugier an jedem Schlüsselloch. Aus diesem Grunde hegte der Kardinal eine entschiedene Abneigung gegen den listigen jungen Mann.

„Ich überbringe einen Brief an Ew. Eminenz,“ begann Gardi.

„Bitte, reichen Sie ihn mir!“

Der Kardinal las den Brief, schrieb etliche Worte als Antwort und reichte die Notiz Signor Gardi im Gefühl, die Audienz beendigt zu haben.

„Wünschen Sie noch etwas?“ frug er, als der Sekretär keine Bewegung machte, sich zu entfernen.

„Erlauben Ew. Eminenz, daß ich Ihnen über einen Gegenstand rede, der für Sie von Wichtigkeit ist?“

„Ja, Sie mögen.“

„Ich bin mit etlichen Dingen bekannt geworden, bezüglich des Expriesters Paolo Gregori.“

Der Kardinal nahm ein Papiermesser von Perlmutter in die Hand und untersuchte dessen Schärfe an etlichen Kuverten.

„Ich habe wahrgenommen, daß Ew. Eminenz ein besonderes Interesse an dem jungen Mann nehmen. Es wird als ein außergewöhnliches Interesse aufgefaßt, das eine so bedeutende Persönlichkeit für den jungen Mann an den Tag legt,“ fuhr Gardi fort, der die Aufmerksamkeit des Kardinals gewinnen wollte, aber auch ganz jede Vorsicht vergaß. „Ich bin in der Lage, Ihnen Bericht über ihn abzustatten.“

Die Augen des Kardinals waren auf das Papiermesser gerichtet, sonst wäre Gardi wohl gewarnt worden, denn es blitzte in ihnen auf.

„Ueberall versuchte er Arbeit zu finden, doch ohne Erfolg. Warum? Weil ich ihm folgte von einer Geschäftsstelle in die andere und die Leiter der Geschäfte informierte, daß sie einen Expriester angestellt hätten und dabei Risiko liefen, die guten Meinung zweier Kardinäle zu verlieren, Kardinal Perotti und Kardinal Veroni.“

„Es ist klar, daß Sie, Signor Gardi, nicht in einem Jesuitenkollegium erzogen worden sind,“ antwortete Kardinal Veroni auf seine kühle, sarkastische Art, „sonst hätten Sie etwas mehr Diplomatie gelernt.“ Seine Stimme wurde noch kälter. „Wie konnten Sie nur wagen, meinen Namen zu gebrauchen? Habe ich Ihnen je Erlaubnis gegeben, einen Mann wie ein Wild zu jagen, bis er ruiniert ist? Welches Interesse besitzen Sie an Paolo Gregori? Sie müssen Mut haben, hierher zu kommen und mir dieses zu sagen!“

Der Sekretär sah aus wie ein nasser Pudelhund. Selbst sein gewichster Schnurrbart schien sich nach unten zu senken. Er hatte Anerkennungen erwartet, womöglich sogar eine hübsche Anerkennung für seine wertvollen Dienste, und jetzt empfing er solchen Lohn.

„Ihr Lebensruf ist doch nicht der eines Rächers, so wenig, wie Ihr Benehmen, wenn ich das hinfügen darf, dasjenige eines Edelmanns ist,“ fuhr der Kardinal mit klarer Stimme fort. „Ich sage Ihnen hiermit Adieu.“

Enrico schlich sich aus dem Zimmer, ein geschlagener Mensch. Er hatte gedacht, einem Ränkespieler von seinem eigenen Schlag wichtiges Material in die Hände zu liefern, einem schlauen, listigen, verschlagenen spionierenden Mann, der sich zu rächen liebt, und daß er für seine Information wohl belohnt würde. Er hatte sich aber in seinem Mann geirrt. Wäre der Sekretär klüger gewesen, so hätte er gefühlt, daß er hier einem kirchlichen Diplomaten gegenübergestanden, der viel geschickter war als er, einem Kirchenfürsten, der große Pläne legte und sich nicht dazu hergab, einen Expriester aus seiner Stellung zu treiben und zu verfolgen. Sir John hatte recht, Kardinal Veroni hatte keine Schuld an der Erfolglosigkeit der Versuche Paolo Gregoris, sich sein ehrliches Brot zu verdienen. Der Tag mochte kommen, an dem er in die Pläne der Protestanten bezüglich des früheren Priesters eingreifen würde, doch wenn das so weit reif war, mußte es auf eine ganz andere Weise geschehen.

Trotzdem befriedigte es ihn in einem gewissen Grade, zu hören, Paolo habe seinen Weg doch nicht so eben und glatt gefunden, denn er hatte den raschen Schritt des jungen und erfolgreichen Priesters wirklich aufrichtig bedauert.

Seine Eminenz lächelte, als der nächste Besucher eintrat; doch das Lächeln verzog sich wieder ebenso schnell. Die einzige Person, mit der er seit Ostern nicht wünschte zusammenzutreffen, war Janet Lapeer, und jetzt befand er sich ihr gegenüber. Langsam erhob er sich und reichte ihr seine Hand.

„Fräulein Lapeer, dies ist eine unerwartete Freude; wollen Sie sich gefälligst einen Stuhl nehmen?“

Janet setzte sich, zu schwach und nervös, um stehen zu bleiben. Sie hatte lange gezögert, bis sie sich entschließen konnte, den Kardinal aufzusuchen; doch sie fühlte, mochte es kosten, was es wolle, sie mußte den Ort finden, an dem sich Fay aufhielt. Die schreckliche Ungewißheit griff ihre Nerven zu sehr an. Wie sie erwartet hatte, warf die Neuigkeit ihre Mutter aufs Krankenbett, so daß die Aerzte ihr rieten, fortzugehen von dem Ort, wo alles die Kranke an das erinnerte, was vorgefallen war. Sie planten, in Bälde nach Frascati zu gehen, einem schönen Städtchen an einem der Hügel nahe bei Rom. Frau Lapeer weigerte sich entschieden, weiter fortzugehen.

Zuerst dachte Janet, Lady Eger zu fragen, ob sie etwas wüßte über Fays Verbleiben, doch dies erwies sich als unmöglich. Die Kranke befand sich in den Händen ihrer Pflegerinnen bei Tag und Nacht, und niemand durfte lauter sprechen, als nur in einem Wispern. Jede Aufregung hätte nur ihren Tod beschleunigt.

Fortsetzung folgt.

Die Schlechtigkeit der Lüge.

Zwingli wurde in seinen Jugendjahren von dem Gedanken ergriffen, Lügen sei schlimmer und verderblicher als Stehlen und sollte eigentlich härter bestraft werden ; denn die Wahrheit sei etwas Göttliches, und wer durch Lügen oder Heucheln sie antaste, versündige sich am Schöpfer und nicht bloß am Geschöpf.

Liebe und Wahrheit.

Der große Kirchenlehrer Augustinus ließ auf dem Tische, an dem er mit seinen Gästen saß, die Worte eingraben:

Wer gern Abwesenden den guten Namen raubt,
Dem ist an diesem Tisch kein Platz erlaubt!

Armeewürmer.

Das Ackerbau-Departement erließ ein Rundschreiben, in welchem darauf hingewiesen wird, daß die Armee-Würmer in vielen Gegenden auftreten. Wenn die Würmer auf ein Feld zusteuern, so sollte man einen Furche um das Feld ziehen (gegen das Feld). Die Würmer fallen dann in die Furche und können massenhaft vernichtet werden, wenn man einen Baumstamm durch die Furche schleift. Oder: Man macht alle 2 Fuß Löcher in die Furche, in diesen sammeln sich die Würmer an, und man kann sie mittels Kerosin vertilgen.

Sind die Würmer bereits in einem Feld (Cornfeld) vorhanden, so vermischt man ein Pfund Pariser Grün und 50 Pfund Weizenkleie, gibt diesem Gemisch den Saft von sechs Orangen und etwas Molasses bei (daß es ein Teig wird) und streue es aus. — Die Masse ist giftig!

— Landmann.

Schnupfen und Katarrh.

Diese stellen sich gern als unerwünschte Gäste ein, und es dürfte darum nicht unangebracht sein, daran zu erinnern, daß wir in der gewöhnlichen Kochzwiebel ein bewährtes Mittel gegen diese lästigen Krankheiten besitzen. Die Zwiebeln werden geviertelt, mit Kandiszucker gedämpft und von dem so erhaltenenSafte öfters, etwa alle zwei Stunden, ein Löffel voll genommen. Es empfiehlt sich den gewonnenen Saft in seiner Hausapotheke stets in gut verkorkten Flaschen vorrätig zu halten, um ihn bei Bedarf gleich bei der Hand zu haben. Geschieht die Anwendung rechtzeitig, so kann in vielen Fällen verhindert werden, daß aus einem gewöhnlichen Husten ein lange dauernder Bronchial- und Lungenkatarrh entsteht.

Ein wertvolles Kulturwerk.

Die Ver. Staaten haben soeben ein wertvolles Kulturwerk vollendet. Das ist die Herstellung eines Kanals, der die von der Massachusettser Küste hinausragende Landzunge durchschneidet, an deren Ende sich Cape Cod befindet. Die Schiffahrt um das Kap herum ist infolge der dort verherrschenden dichten Nebel und Stürme äußerst gefährlich. Im Laufe der Jahre sind dort Tausende von Schiffen untergegangen und nicht minder groß war der Verlust an Menschenleben. Durch den Kanal wird jetzt sturmfreie Fahrt gesichert und außerdem die Fahrt von Boston nach New York, Philadelphia Baltimore und anderen atlantischen Häfen um 70 Meilen verkürzt. Die Herstellungskosten belaufen sich auf 12 Millionen, und ein sehr mäßiger Durchgangszoll wird die Betriebskosten decken, da ein Niveaukanal ohne Schleusen hergestellt worden ist.

Kein Wunder.

Die Unschuld trägt ein weißes Kleid,
Grün ist die Hoffnung, gelb der Neid,
Die Lieb ist rot, die Treue blau,
Und alle Theorie — ist Grau;
Kein Wunder, wenn aus diesem Grund
Das Leben manchem wird—zu bunt!